vorh.:
8. Med. I, 27 Xim.

The Library of the
Wellcome Institute for
the History of Medicine

FROM THE LIBRARY

OF

DR. WALTER PAGEL

1898-1983

Accession Number
341525

Press Mark

1408

BY J. K. SYBEL

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/b22025807

Biographische

Nachrichten

über

den zu Helmstädt verstorbenen

Hofrath und Doktor

G. C. Beireis.

Berlin,
bei Friedrich Maurer,
1811.

1400.

BIBLIOTH·DUC·
ALTENBURG.

WELLCOME
LIBRARY
INSTITUTE

341525

Vorrede.

Der Anfang dieser Piece wurde für das hiesige Wochenblatt geschrieben, und als einige Freunde, die den verstorbenen Beireis genau gekannt hatten und zu verschiedenen Zeiten seine Zuhörer gewesen waren, mir mehrere Nachrichten über ihn mittheilten, so stellte ich diese gelegentlich zusammen, und übergebe sie jetzt dem größern Publikum.

Wünschenswerth ist es, daß der Hofrath Beireis einen Biographen findet, welcher genau mit ihm bekannt war, eifrig forscht, sorgsam prüft, und offen und wahr darstellt. Hoffentlich wird dieß auch der Fall seyn; ehe dieser Biograph aber aufgetreten ist, werden meine kleinen Nachrichten nicht ganz unwillkommen seyn, besonders da sie nicht nur die Möglichkeit des Goldmachens demonstriren, sondern auch

offen und unumwunden die Vorschrift zu dieser Kunst und die nöthigen Klugheitsregeln bei ihrer Ausübung enthalten, so wie sie Beireis im Kreise seiner vertrauten Schüler vortrug.

In unsern Zeiten ist diese Kunst gewiß sehr wünschenswerth, und ich muß nur bedauern, daß, da ihre Ausübung mühsam seyn soll, mir meine Zeit und meine Verhältnisse nicht gestatteten, sie vor der öffentlichen Mittheilung prüfen zu können.

Ich überlasse dieß jetzt einem jeden meiner Leser, welchem Zeit und Lust nicht mangelt; doch bitte ich nicht nur um gefällige Nachricht über die angestellten Versuche, sondern rechne auch dereinst auf die reelsten Beweise der Dankbarkeit, wenn man durch Reichthümer beglückt, die Stunde segnet, in welcher man eingeweihet wurde in die Geheimnisse des Goldmachens.

Brandenburg a. d. H., im December 1810.

Dr. Sybel.

Der verstorbene Professor und Hofrath Dr. Beireis zu Helmstädt, gehörte unstreitig zu den interessantesten Männern, und ich hoffe, die öffentliche Mittheilung einiger Nachrichten über denselben, werde um desto willkommener seyn, da mehrere Zeitschriften vor Kurzem öffentlich dazu aufforderten. In der Gesellschaft eines der gelehrtesten Aerzte Deutschlands brachte ich im Jahre 1798 einen ganzen Tag im Hause des Verstorbenen zu, lernte die Schätze seines reichhaltigen Kunstkabinets, so wie die Gemäldesammlung kennen, und genoß durch seine lebendige Unterhaltung ein großes Vergnügen.

Das Aeußere dieses Mannes hatte viel eigenes. Er war mehr klein als groß, nicht stark, und blaß im Gesicht, ging etwas gebückt, und zeigte in den Bewegungen seines Körpers, im Auge und in der Sprache viel Lebhaftigkeit. Er trug eine weiße ziegenhaarene niedrige Perrücke, hinten mit einem kleinen Knoten und an den Seiten mit

weit vorgehenden Locken, welche am Augenwinkel anfingen und über dem Ohr endeten. Eine weiße, dünne und schmale Halsbinde wurde hinten durch eine große silberne Schnalle gehalten, und der Rock, mit großen Schößen und Aufschlägen, war, so wie die lang getaschte Weste und die Beinkleider, von hellblauem Tuche. Hochklappige Schuhe mit kleinen runden Schnallen und schwarze Strümpfe zierten den untern Theil. Von den Merkwürdigkeiten seines Kunstkabinets interessirte mich besonders die Rechenmaschine des Württembergischen Predigers Hahn, welche mit unglaublicher Schnelligkeit das Facit gegebener Summen heraus brachte; der ganze Apparat des berühmten Orto von Guerike, zusammt den halben Kugeln, woran, wie ich als Knabe staunend gehört, er den versammelten Ständen des deutschen Reichs 1654 die Kraft der Luft zeigte, indem 24 davor gespannte Pferde sie, nachdem die Luft heraus gepumpt war, nicht aus einander zu ziehen vermochten; dann endlich die bekannten Vaucansonschen Automate: ein Flötenspieler, ein Trommelschläger und eine Ente, sämmtlich in natürlicher Größe. Die Ente war ohne Ueberzug, wodurch man sich noch deutlicher über das Kunstwerk belehren konnte, und bestand aus lauter kleinen Metallstäben. Aufgezogen schien Leben in sie zu kommen, und es regte sich jedes der fast un-

zählbaren Gelenke. Sie ahmte alle Gebehrden einer lebendigen Ente nach, schnatterte, und fraß die vorgehaltene Gerste aus meiner Hand.

Beireis erzählte hierbei von dem enormen Preise dieser Automate, und wie er als Knabe, da er davon gelesen, ausgerufen hätte: Vater, die muß ich haben! wie sein Vater ihn geschlagen, ihm diesen Ausruf und die Begierde nach den Automaten verwiesen, ihn aber um Verzeihung gebeten und geküßt, da er versichert, er wolle und werde sie sich durch große Anstrengung zu verschaffen wissen. Das war damals mein Vorsatz, fügte er hinzu, jetzt habe ich sie, denn der Wille des Menschen ist allmächtig; was ich will, das kann ich. Auch kann ich jede Sache, die Sie von mir verlangen mögen, in Zeit von einigen Stunden erfinden. Ich habe die richtigste Logik, und sie führt mich, bei meiner tiefen Kenntniß der Natur, auf Alles. Bemerkenswerth war noch ein Wagen von seiner Erfindung, welcher durch ein inneres Triebwerk ging, ein 64 Pfund tragender Magnet und ein Mikroskop, welches 64 Millionen Mal vergrößern sollte *). Seine nicht unbedeutende Gemäldesammlung enthielt gewiß manches vortreffliche Stück. Als vorzüglich erinnere ich mich eines Abend-

*) Durch dasselbe sahen wir die einfache Faser des menschlichen Nervens, einer Schwemmsaite gleich, und Herr Beireis versicherte, sie aus seiner Wade geschnitten zu haben.

mahls, wo Jesus das Brot brach, und eines Christknaben, welcher in kindlicher Unschuld mit dem gleich großen Johannes spielte. Seiner Versicherung nach, besaß kein Regent der Erde eine kostbarere Sammlung; denn sie enthalte den ersten Versuch und das Hauptwerk eines jeden großen Meisters. Die darauf verwandte Summe übersteige alle Vorstellung, und, wenn die Russische Kaiserinn oder der Herzog von Orleans in Auktionen auf 20 bis 30,000 Thaler Kommission gegeben hatten, so habe er sie unbedingt gegeben, und sey der Besitzer geworden. Einige Zeit nach meinem Besuche schrieb er: Zur Vollkommenheit meiner Sammlung fehlen nur noch zwei Stücke. Ich hoffe aber mit Bestimmtheit sie nächstens zu erhalten; denn aus dem Nachlasse des unglücklichen Herzogs von Orleans sind sie in England für 170,000 Pfund Sterling verkauft, und werden nun versteigert, wo ich unbedingte Kommission gegeben habe. Kostbarer aber als alles bleiben unstreitig die feinen Lieberkühnschen Präparate, wovon der, welcher sie nicht sahe, sich kaum eine Vorstellung machen kann. Sie enthalten die zartesten Theile des menschlichen Körpers, mit Wachs ausgespritzt. Jedes derselben liegt zwischen klaren Glasplättchen, und hat sein eigenes auf einem Stiel stehendes Mikroskop. Mit bloßen Augen betrachtet, erscheint manches dieser Präparate wie ein rothes

Fleckchen, kaum von der Größe eines Nadelknopfs; durch das Mikroskop aber tritt der bewundernswürdige Bau des Innern klar vor Augen. Lange brachte ich bei dem Beschauen einiger davon zu, und wußte nicht, in Staunen versunken, ob ich mehr die Natur bewundern sollte, oder den Künstler, der sie zur Anschauung darstellte. Der ganze Schatz dieser Sammlung, dessen Zahl ich nicht mehr angeben kann, wird in einem etwa handgroßen Futteral bewahrt. Als Lieberkühn zu Berlin gestorben war, soll er diese Präparate, die Krone seiner Arbeiten, dem noch unmündigen Sohne vermacht haben, mit der Bedingung, daß sie stets in der Familie blieben. Da auch dieser bald darauf starb, wünschten die Erben sie zu veräußern, und die Russische Kaiserinn, im Besitz der übrigen, trug dem Fürsten Orlow auf, sie zu kaufen. Man verlangt 14,000 Thaler Der Fürst handelt; Beireis erfährt dieß, eilt mit Extrapost hin, zahlt, unterdessen die Pferde wechseln. 14,000 Thaler, und kehrt überglücklich nach Helmstädt zurück. Der unangenehm überraschte Fürst reiset ihm nach, bietet ihm Vortheil, bittet, droht, fleht, flucht, aber Beireis bleibt unerbittlich. „Fürst, antwortet er ihm, wenn Gott selbst vom Himmel stiege, vor mich träte, und spräche: Beireis, siehe, ich will dir geben ganz Deutschland — Europa — Asia — Afrika — Amerika — die ganze Welt und alles was darinnen

ist — gieb mir das Kästchen, so spräche ich dennoch: das kann ich nicht!"

Von der Aucuba japonica, einer bekannten Gewächshauspflanze, fing er darauf an Wunderdinge zu erzählen; wie die gelben Flecke ihrer Blätter goldähnlich würden, sie in China ausgerottet wäre, um allem Betruge dadurch vorzubeugen, und nur er allein, sie zu ziehen vermöchte, indem der zehn Mal des Tages abgewaschene balsamische Schweiß seiner Hände ihre Nahrung sey. Unterhaltender war die Schilderung von dem Tode seines Vorgängers, des berühmten Heister, und wie er selbst die mehrfachen Professuren erlangt. Als ich noch ein Jüngling war, so hob er an, erkannte Heister das in mir Verborgene. Er verstand es zu würdigen, er wußte was ich war, und was ich dereinst seyn konnte. In den Ferien verreist zu einem benachbarten Landprediger, erkrankte er plötzlich, sahe die Gefahr, wies die Empfehlung aller berühmten Kollegen von sich, und verlangte, zum Staunen der Freunde, den unbemerkten Beireis. Ich kam, sah unabwendbar den Tod, ergriff die Uhr, und verkündete die Minute, wo der große Geist die irdische Hülle verließ. Nun folgte eine Schilderung des Sterbens, die ich nie malerischer, nie poetischer weder gelesen noch gehört, und, indem Heister, wie vor unsern Augen, verschied, athmeten wir kürzer. Der bestürzte Geist-

liche, fuhr er fort, lag nun zu meinen Füßen; denn er hatte mich verachtet, hatte mich, da ich im Gefühle meiner Kraft als Prophet auftrat, beschimpft. Jetzt war ich gerechtfertigt, ich mußte Versöhnung, ich mußte Genugthuung erhalten. Ein Eilbote verkündete die Sache dem Herzoge, und der nur von Heister gewürdigte, und vom Prediger erkannte Beireis trat in die Stelle des Lehrers, erhielt alle Professuren desselben, ward Leibarzt; noch Student promovirte er erst, und ließ seine Disputation auf himmelblauen Atlas mit silbernen Buchstaben drucken.

Die berühmte Uhr, welche die Zeit nach der Willkühr des Sehenden zeigte, sahe ich zwar, doch sollten kostspielige Reparaturen sie erst wieder in den Stand setzen, ihre Wunder zu thun.

Vom handgroßen Diamant erfuhr ich aber nur, daß er unschätzbar sey, daß kein Reich der Welt ihn zu bezahlen vermöge, und er nach dem Tode des Besitzers in keines Menschen Hände kommen werde. Geheimnißvoll setzte er hinzu: Aufsteigen soll er zum Urquell, von dem er ausging. Er ist das Köstlichste meines Besitzthums, und die Menschheit, die mich nicht zu würdigen weiß, seiner unwerth.

Als wir sein Haus verließen, welches er mit einem Bedienten allein bewohnte, und unser Befremden über die leichte Verwahrung äußerten, daß er

ohne Fensterladen bei so großen Schätzen zubringe, gab er nicht undeutlich zu verstehen, wie niemand es wagen dürfe, noch könne, ihn zu bestehlen, und wies durch manche Aeußerung auf geheime Kräfte hin, welche ihm zu Gebote ständen.

Wir besuchten darauf mit ihm den botanischen Garten, überzeugten uns aber gar bald, daß hier das Feld seines Wissens sehr beschränkt sey, und er lieber von sich und seinen Merkwürdigkeiten spreche, als sich in wissenschaftliche Gespräche einlasse. Kamen diese mit unter vor, so wußte er geschickt abzuspringen, und forderte unsere Bewunderung, indem er bald als vorzüglicher Reiter das wildeste Pferd zu Neapel gebändigt, bald als tiefer Kenner aller Sprachen, von der Russischen Kaiserinn zum Dollmetscher gebraucht war, um die Begrüßungen Indischer und Chinesischer Gesandtschaften zu beantworten. Den folgenden Tag brachten wir bei dem allgemein verehrten, und leider zu früh verstorbenen Abt Henke zu, und den Abend in einer großen Gesellschaft der angesehensten Bewohner Helmstädts. Beireis war ein Hauptgegenstand der muntern Unterhaltung und gab Stoff zu mancher Anekdote.

Als Prinz Heinrich von Preußen, den Beireis zu Braunschweig als Patient behandelt, in des Herzogs Gesellschaft nach Helmstädt kam, begrüßt ihn, von Seiten der Universität, Abt Henke, als zeitiger

Protektor; schon aber ist Beireis voran geeilt, und bringt als neueste Merkwürdigkeit seines Kabinets den handgroßen Diamant. Kopfschüttelnd zeigt der Prinz den Ring seiner Hand, worauf Beireis die seine erhebt, und der Prinz durch das Feuer des daran sitzenden Brillantrings frappirt wird.

Beide, fängt Beireis an, sind aber nur Lumpenhunde, dieß ist der echte Diamant! indem er den großen rohen und unansehnlichen Stein wieder aus der Tasche hervor holt. Doch nur der Kenner weiß ihn zu würdigen, und ich sehe schon, daß ich ihn muß abschleifen lassen. Einige hunderttausend Thaler ist er dann weniger werth, muß man aber nicht manches thun, der dummen Narren wegen?

Einem Reisenden nennt er die großen Männer der Welt, deutet auf sich hin, und kömmt dann auf Friedrich den Zweiten. Ihn ehre ich vorzüglich, setzt er hinzu, und lasse noch jetzt, lange nach seinem Tode, mein Gold mit seinem Gepräge schlagen. Noch werden sich einige Kistchen finden. Hier holt er ein solches hervor, bläset den Staub ab, und erbricht das Berliner Münzsiegel. Ich schickte meine Goldbarren hin, und ließ mir Friedrichsd'or daraus schlagen. Das Kistchen war wirklich mit diesem Golde angefüllt, welches Friedrichs Bild zeigte, und eine und dieselbe Jahrszahl hatte.

Eins seiner Zimmer war sonst mit wunderbaren Figuren geziert, worunter ein züngelnder Teufel, unfern vom Arbeitstische, sich auszeichnete. Hierher wurde der Hülfe suchende Landmann geführt. Beireis erforschte nun die Uebel, gab eine malerische Schilderung vom Leiden des Kranken, verordnete die Mittel und rief nach Licht. Er wiederholte den Ruf, sahe spähend sich um, und spannte die Aufmerksamkeit des Bauers, der dann staunend fast zu Boden sank, wenn das Papier, welches Beireis schnell auf der phosphorbestrichenen Zunge des Teufels rieb, in seiner Hand mit heller Flamme aufbrannte.

Der ganz ungemeinen Thätigkeit dieses Mannes gebührt übrigens alle Achtung. Sich selbst widmete er nur den kleinsten Theil seiner Zeit, und schien bloß für andere zu leben. Doch machte die Eitelkeit eine Ausnahme. Um ihr zu fröhnen, war ihm keine Zeit zu edel, ja vielleicht kein Mittel zu unerlaubt. So schrieb er ein Mal mit eigener Hand das mehrere Bogen starke Pflanzenverzeichniß des Professors Viborg zu Kopenhagen ab, gab es für das seinige aus, und erbot sich zur Uebersendung aller der Gewächse und Samen, welche Viborg zu senden versprochen.

Der Schlaf war mit wenigen Stunden abgefunden, und dem Essen schenkte er kaum 5 Minuten. Etwas Backwerk, welches man immer hier und dort

in seinen Zimmern fand, und eine Tasse gekochter Mohrrüben war oft der ganze Genuß eines Tages. Jeden Besuchenden nahm er mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft auf. Freilich mußte man es sich gefallen lassen, bei ihm nur Dinge, einzig in ihrer Art, zu bewundern, konnte aber auch die Schwächen dieses Mannes mannichfach benutzen So erinnere ich mich, daß er einen Arzt und Zergliederer Deutschlands als den ersten der Welt nannte, und man vermuthete, er würde ihm dereinst einen Theil seiner Sammlungen vermachen, und warum? Er war, da Beireis ihm die Gemäldesammlung gezeigt und hinaus gerufen wurde, vor einer Magdalene nieder gesunken, hatte die Knie gebeugt, staunend die Natur, staunend die Kunst bewundert, und den Besitzer dieses einzigen Meisterstücks als den glücklichsten Sterblichen gepriesen.

Als Professor sieben verschiedener Wissenschaften, hielt er Vorlesungen über sie alle. Publika, Privata und Privatissima wechselten mit einander, und im Lektionskatalogus, den ich erhielt, waren von ihm 13 Stunden täglich hierzu angesetzt.

Jedem Hülfsbedürftigen diente er gern, und die Gehilfen hingen mit Liebe an ihm, ja, Kinder liefen ihm nach auf den Straßen, und freuten sich jubelnd seiner Erscheinung. Hier kam es ihm nie auf den klingenden Lohn an, doch lasse ich es dahin ge-

stellt, ob die Regierung ihm wirklich befohlen, nicht mehr unentgeltlich zu heilen, da, mit Zurücksetzung aller übrigen Aerzte, Stadt und Land, weit und breit, nur Betreis verlangte.

Sprach er von seinen Kollegen, so waren seine Aeußerungen unedel, und erinnerten, dem Wunsche nach, an längst vergangene Zeiten. Die überraschenden Erscheinungen der Experimentalphysik und Chemie waren ein Lieblingsgegenstand seiner Unterhaltung, wobei er jedoch nicht mit der Offenheit und Deutlichkeit sprach, welche man jetzt an Gelehrten schätzt. Ihm waren es im Gespräche mit uns tiefe Geheimnisse, und er gab nur leise Andeutungen, oft in dunkle Formeln gehüllt. Hatte er einem Kaufmanne besondere Vorlesungen gehalten, und wurde dieser ein Essigbrauer, so waren es die verborgensten Kenntnisse, welche der Schüler nur von ihm hatte erlangen können.

Man kann auch mit Bestimmtheit annehmen, daß er den Grund zu seinem Vermögen, welches durch die höchst einfache Lebensart nicht verringert werden konnte, durch diese chemischen Kenntnisse legte, indem er eine Anleitung hier zu dieser, dort zu jener Bereitung für bedeutende Summen verhandelte, und besonders in frühern Zeiten mit Holländern in Verbindung stand, welche seine Kenntnisse im Großen benutzten, und sich sehr dankbar bezeigten.

Vor-

Vorzüglich soll er ihnen die bessere Bereitung des Karmins gelehrt, und dadurch einen großen Theil des Reichthums erworben haben, dessen Ruf recht stark zu vergrößern ihm so sehr am Herzen lag.

Noch kurz vor seinem Tode reiste Beireis durch Brandenburg, versammelte auf dem, eine halbe Meile von der Stadt liegenden neuen Kruge, wo er übernachtete, den Wirth und alle Hörbegierigen um sich, und erzählte den Zweck seiner Reise, der kein anderer war, als die Hemmung einer nach seiner Versicherung zu Berlin plötzlich entstandenen pestartigen Krankheit. Mit menschenfreundlicher Bereitwilligkeit folgte er dem Rufe des einsichtsvollen Ober-Collegii medici et sanitatis, und freute sich zugleich, im voraus die beruhigende Versicherung geben zu können, daß man nunmehr von den schrecklichen Folgen jener Krankheit von Berlin aus nichts mehr hören werde.

Eitelkeit war der Hauptzug seines Charakters, und die Bewunderung der unkundigen Menge der lieblichste Weihrauch, der ersehnteste Preis seines Strebens. Oft erspähete er mit großer Schlauheit die schwächste Seite der ihn Besuchenden, und tummelte sich mit unglaublichem Selbstgefallen am liebsten und längsten auf dem Felde der Wissenschaften herum, welches ihnen das unbekannteste war, verweilte mit dem Chemiker in der Gemäldesammlung,

und erläuterte dem Mahler chemische Prozesse. Freilich erschienen auch Blößen, doch der dankbare Gast hatte Nachsicht, denn er war gekommen, um sich unterhalten zu lassen.

Es gab übrigens keine Fertigkeit, keine Kenntniß, keine Vollkommenheit, welche er nicht besaß, und in den heterogensten Sachen war er bewandert.

Als Reiter riß er die Bewunderung Neapels an sich und erhielt zuerst den ihm oft ertheilten Beinamen des Göttlichen. Als Jäger wurde er beneidet vom Hofe zu Dessau. Als Tänzer und Voltigeur war seines Gleichen nirgends zu finden, und in Hinsicht auf körperliche Schönheit sahe man in ihm das Ideal männlicher Vollkommenheit. Der Sprachen aller Völker war er kundig, denn die lebenden hatte er auf Reisen, die todten im unablässigen Studium ihrer vorzüglichsten Schriftsteller sich angeeignet. Kein Gebiet menschlichen Wissens war ihm fremd, und er beurtheilte den Mahler und Musiker, den Baumeister und Krieger ganz richtig. In allen Fakultäts-Disciplinen war er vollkommen Meister, und ins Innere der Natur, wohin, wie Haller sagt, kein erschaffener Geist dringt, war er nicht nur gedrungen, sondern hatte Licht geschaffen, und verwandelte die unedelsten Metalle in Massen, die Gold und Platina an Dichtigkeit und Schwere übertreffen.

Mit bewundernswürdiger Gnade nahm ihn der König von Neapel auf; ein Vergnügen wechselte mit dem andern, und die langen Tage des italienischen Himmels wurden ihm wundervoll verkürzt. Mit Wohlgefallen mustert er den Marstall, und bleibt mit seinem Blicke haften auf der nie gesehenen Schönheit des Wuchses, der Zartheit der Knochen und des Feuers der Augen eines Zelters. Nur die Aeußerung des Königs, daß er zum reiten untüchtig sey, vermag das enthusiastische Lob zu unterbrechen. Mehrere Versuche bezeugen sogleich die Wahrheit dieser Aeußerung, und das neugierig versammelte Volk sieht, wie schon oft, die fähigsten Reiter scheitern an der Unmöglichkeit, oder mit schmerzenden Spuren ihrer zu großen Kühnheit zurück weichen.

Lachelnd nähert sich Beireis dem neuen Bucephalus, stellt ihn der Sonne entgegen, sitzt auf, und führt mit sicherm Zügel das Thier gleich einem Lamme. Beifallklatschen des Hofes und Jubel des Volks erfüllen die Luft, und der Markt und die Straßen hallen wieder vom Rufe: il vive, il divino Beireisio!

Vom jagdliebenden Hofe zu Dessau eingeladen, wurde er bei einem Treibjagen vortheilhaft gestellt, und das Wild strömte auf ihn ein. Er fehlte nie, und ermüdete zwei Jäger, welche die Huld des Fürsten ihm zur Seite gegeben, um die abgeschossenen

Doppelbüchsen durch frischgeladene immer zu ersetzen. Ehrenvoll und als der bewährteste Schütze verließ er den Park und suchte auf dem Ruhebette einige Erholung, als er staunend gestört wird durch den Krampf des rechten Zeigefingers, den das unzählige Abdrücken des Hahns noch in fortdauernder Bewegung erhält.

Den Beweis, daß Uebung der Kraft diese erhalte und erhöhe, führte er an seinem Körper, der ihm zugleich als Beispiel diente, um die Schönheit der Wellenlinie zu zeigen, denn bald war sie hier erhaben, dort vertieft, zu bemerken, so wie er mit dem Finger über die Erhabenheiten der Stirn und Nase, oder über die Vertiefungen der Schläfen und Backen demonstrirend hin gleitete. Selbst am Munde fehlte sie nicht, denn da er ihn zwei Drittheil seines Lebens sprechend gebraucht, war er seitwärts gezerrt.

Er schildert, ein andrer Lavater, das Gesicht eines Helden, eines tiefdenkenden Weisen, nennt die gefeiertesten Namen des Alterthums, bietet sich zum Vergleich dar, und es passen selbst die kleinsten Züge, bis auf die buschigen Braunen der feuersprühenden Augen, doch diese — waren da gewesen, und nur die stete Gewohnheit, den Hut tief gedrückt zu tragen, hätte fast jede Spur derselben verwischt, und den ruhigen Beobachter zum Zweifler ihrer ehemaligen Existenz gemacht; aber die Lebhaftigkeit der Dar-

stellung und die ungemeine Gewandtheit des Redners riß die Aufmerksamkeit mit sich fort und söhnte wieder aus mit dem unterhaltenden Manne.

Er hatte viele Reisen gemacht, und die darauf verwandte Zeit betrug, bei genauer Nachrechnung, weit mehr, als die seines Lebens. Er sprach jede Sprache, nöthigte aber dem ernstesten Manne ein Lächeln ab, wenn er Englisch, Italienisch und, wie einige behaupten, sogar Französisch mit der sonderbarsten Betonung so sprach, wie es geschrieben wird. Mehr Bewunderung mußte man, bei mangelnder Kraft der Beurtheilung, ihm als Kenner des Chinesischen zollen, worin er die ausgesuchtesten Werke jenes abgesonderten Volks gelesen haben wollte; doch da man glaubte, an seiner gepriesenen Kenntniß mit Recht zweifeln zu dürfen, so nahm man sich vor, ihn dem Gelächter einer zahlreichen Gesellschaft preis zu geben, und versammelte sich zu Harbke, wo der Wirth dem Hofrath eine absichtlich beschmutzte und eingerissene Tuschetikette überreichte, mit der Bitte, doch die darauf stehenden chinesischen Worte zu erklären. Alles erwartete mit gespannter Begierde den Augenblick, wo Beireis belacht werden könnte, doch sein Genie trug den glänzendsten Sieg davon. Himmel! rief er, wie kommen Sie zum Besitz dieses Papiers? Es enthält eine Stelle aus dem vorzüglichsten Romane, den China's klassische Litte-

ratur besitzt. Spöttisch sahe man ihn an, aber er ließ sich nicht irren, sondern erfand im Augenblick einen Roman, und gängelte die Gefühle der Gesellschaft ganz nach Willkühr; so, daß alle, wie er es wollte, sich bald in Lachen ausschütten, bald in Thränen zerfließen, oder in das tiefste Nachdenken versinken mußten. Bei der interessantesten Situation hob er das vor sich liegende Zettelchen in die Höhe, sagte: dieß ist die Stelle und schloß die Geschichte. Alles zollte ihm Dank, und war nie besser unterhalten, nie angenehmer überrascht.

So gewann er fast jeden Besuchenden, den er stets mit der zuvorkommendsten Artigkeit empfing, mit der bereitwilligsten nicht zu ermüdenden Güte, selbst im Drange der Geschäfte und bei unvermeidlichen Störungen, unterhielt, dessen Neugierde er eifrigst zu befriedigen sachte, und unter den Beweisen ungemeiner Höflichkeit bis vor die Thür des Hauses begleitete.

Um mit seinem Gedächtnisse zu glänzen, lernte er aus erläuternden Bücher-, Gemälde- und Münzkatalogen seitenlange Beschreibungen, und wußte sehr schlau Gelegenheiten zur Benutzung dieser Gedächtnißkünste herbei zu führen. Eben so rühmte er das zarte Gefühl seiner Finger, womit er die Schrift und Jahrzahl der kleinsten Münzen zu erkennen vermöchte, und er verstand es sehr wohl, hin und wieder

Ueberraschungen zu veranlassen, welche dieses Talent zu bewähren schienen.

Die unaufhörliche, unerträgliche Sucht fortdauernd zu glänzen, und in keinem Stücke von jemand übertroffen zu werden, entfernte ihn vom nähern Umgange der meisten seiner Kollegen, welche in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften ihn oft belächelten und die Blößen aufdeckten, welche dieser eitle Mann jedem Sachkundigen gab, der sich nicht hinreißen ließ von seiner Suade. Ihm blieb keine Gelegenheit zur Ausübung des Vergeltungsrechts als die Vorlesungen, denn er trat nur selten als Schriftsteller auf. Beim Vortrage aber erlaubte er sich die unanständigsten Aeußerungen über seine Kollegen, und machte vielleicht nur mit dem höchst anspruchlosen Professor P. eine Ausnahme. Keiner diente ihm länger zum Ziele läppischer Witzeleien und fader Anekdoten, als der Sprachforscher B., denn von ihm wurden einst einige Ausdrücke besser gegeben, da Beireis als Portugiese erscheinen wollte, und mühsam ein Lexikon geplündert hatte. Noch unedler betrug er sich gegen den geschätzten Professor Sander, und konnte es sich zur Ehre rühmen, ihn todt geärgert zu haben, indem er in dessen mit Beifall aufgenommenen Werke einen verzeihlichen Irrthum, höchst boshaft, als Beweis des höchsten Grades von Unwissenheit aufstellte.

Nachdem er den Vortrag der Physik über Krügers Handbuch mit einer Erklärung des ersten Kapitels der Bibel eröffnet hatte, ging er die Mosaische Schöpfungsgeschichte durch, glänzte als Kenner des Hebräischen, und wußte durch die mannichfachsten Anekdoten selbst in dieser Stunde von 1 bis 2 sein Auditorium zu füllen.

Da das Feld der Alchemie so wenig bekannt war, seine anderweitigen Kenntnisse tiefe Einsichten zu bewähren schienen, er den mystischen Anstrich liebte, und sich Nimbus und Gewandtheit genug zutraute, um seine Rolle gegen etwanige Angriffe zu vertheidigen; so war es vorzüglich diese Wissenschaft, worin er besonders zu glänzen suchte *).

Hatte er sich über bedeutende Geldsummen, als über Kleinigkeiten, geäußert, gelegentlich bemerkt, daß er 10,000 Thaler stets als Reserve bewahre, und sie in der folgenden Stunde durch neue 10,000 ersetze,

*) Ich erlaube mir hier den Wunsch, die Kunst des Chemikers doch nicht zu sehr im Scheiden bestehen zu lassen, sondern auch dem Zusammensetzen wieder etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Wenn Chemie die Scheidekunst, und Alchemie die Zusammensetzkunst heißen sollte, so würde die künftige Bearbeitung der Alchemie sehr wünschenswerth seyn. Welche vortrefflichen Entdeckungen und Zusammensetzungen verdankt man nicht den Zeiten der frühern Alchemie! Unsere Einsichten sind gelauterter, als das damalige Zeitalter sie mit sich brachte, und gewiß könnte die jetzige Alchemie sehr viel Ausbeute gewähren.

wenn er sie in dieser ausgebe; auch ein Stück Kobalt gezeigt, und aufmerksam gemacht, daß durch geschickte Hände für 200,000 Thaler Ultramarin daraus zu verfertigen wäre; so rückte er der Sache näher. Er nahm nun die Goldmacherei in Schutz, stritt mit sophistischem Räsonnement gegen die Gründe Wieglebs, demonstrirte ganz deutlich die Verwandlung mehrerer Stoffe in andere, und gab historische Bemerkungen über hochgelahrte Adepten, an deren Geschicklichkeit und Goldmacherei kein vernünftiger Mensch zweifeln könne. Hevelius, Schwärzer und Kunkel wurden vor andern heraus gehoben, und des noch existirenden Goldhauses des zweiten zu Dresden geschahe einer besondern Erwähnung. Nur dem Schwärzer verdanke Kaiser Rudolph der Zweite seinen enormen Reichthum, und durch dieses seines Schatzmeisters Kunst vermochte er die vielen Ausgaben zu bestreiten und dennoch 13 Millionen Thaler geschlagenen Goldes zu hinterlassen. Nun wurden ganze Rollen geprägten chemischen Goldes vorgezeigt, und die Geschichte der verschiedenen Adepten erzählt, dem jedes einzelne Stück sein Daseyn verdankte.

Nach dieser Einleitung versicherte er unverholen, auch selbst die Kunst des Goldmachens zu besitzen, zeigte mehrere Produkte seiner Geschicklichkeit vor, und verkündete zur nächsten Stunde die öffent-

liche Mittheilung dieses größten und wichtigsten aller Geheimnisse.

Schaarenweise strömte nun der Haufe der Hospitanten hierbei, aber Beireis belachte sie als Thoren, welche ohne Mühe, ohne mannichfache Entbehrung, reich zu werden wünschten, und wies auf seinen Unterricht hin, der den Kopf des Schülers erhelle. Sahe er am nächsten Tage die Zahl der Seinen um sich; so ertheilte er die Vorschriften zum Goldmachen mit einem hochachtungsvollen Ernste und mit unnachahmlicher Würde, und fügte Regeln hinzu, wie man sein Gold selbst zur Münze bringen, damit es durch Kleinhalt nicht auffiele, dasselbe um einige Aß schwerer schlagen lassen, und rasch von einem Orte zum andern reisen müsse.

Doch Herr Beireis trete einmal selbst auf:

„Es ist sehr darüber gestritten worden, ob es möglich sey, Gold zu machen. Jetzt hält man es allgemein für unvernünftig, Gold machen zu wollen, seitdem Wiegleb darüber geschrieben hat. Es sind aber nur schwache Beweise, die er gegen die Möglichkeit vorbringt, und er hat nur die ungegründetesten Data wiederlegt. Hevelius *) erzählt in

*) Sollte dieß der bekannte Astronom seyn? doch Beireis nannte diesen Schriftsteller manchmal auch Helvetius, so wie er überhaupt, da er einen freien Vortrag hatte, sich in der Darstellung eines Gegenstandes nicht in jedem Jahre gleich war.

seinem Vitulus aureus de Anno 1667, daß den 27sten December des vorigen Jahres ein unbekannter Mann zu ihm gekommen sey, welcher sich mit ihm über die Möglichkeit Gold zu machen unterredet hätte. Als er gesagt, daß er es nicht für möglich hielte, habe der Fremde einen goldenen Teller aus dem Busen gezogen, und ihn versichert, daß er diesen Teller aus Gold, das er selbst zubereitet, hätte machen lassen. Darauf habe er aus einer Dose einen gelben Stein hervor geholt, und sich Blei, ein Becken mit Kohlen und einen Tiegel ausgebeten. Hevelius taucht voller Neugierde seinen Finger in die gelbe Masse und läßt nur ein paar kleine Körner auf das Blei fallen, in dem Augenblicke flog die ganze Masse Blei in die Luft, und was wieder nieder fiel, war Glas; der Fremde sagte: die Wirkung wäre zu schnell gewesen, das Blei hätte allmählig in das Pulver übergehen müssen, er hätte es besser umrühren und in Wachs einwickeln sollen."

„Auf vieles Bitten des Hevelius gab ihm der Fremde ein Stückchen des Steins. Hevelius bat um etwas mehr, der Fremde ließ sich das Stückchen zurück geben, brach es durch und gab ihm die eine Hälfte davon zurück. Darauf ging er fort, nachdem er versprochen hatte, am andern Tage wieder zu kommen, er kam aber nie wieder. Sobald er fort gegangen war, nahm Hevelius in Gegenwart seiner

Frau das kleine Stückchen Stein, wickelte es in Wachs, und warf es in einen Tiegel mit geschmolzenem Blei. Nach einer Viertelstunde erhält es die schönste Purpurfarbe, und nachdem es kalt geworden war, die schönste Goldfarbe. Hevelius läßt es von einem Goldschmid probiren, dieser versicherte ihm, daß es das reinste Gold sey, und both ihm 500 Gulden für die Unze *). Das Zeugniß eines Mannes, der vorher selbst dagegen geschrieben hatte, der uns ein Faktum erzählt, das ohne Gegenwart des Fremden und also ohne Betrügerei vorging, verdient doch wohl Glauben, und dieß hätte Wiegleb widerlegen sollen."

„Kunkel erzählt in seinem Laboratorio chymico: daß 1584 ein gewisser Schwärzer dem Kurfürsten von Sachsen ein Buch übergeben hätte, worin der ganze Prozeß des Goldmachens beschrieben sey. Man habe ihm darauf das Goldhaus in Dresden erbaut, und aus seinem Golde wären die sächsischen Goldgülden geschlagen. Nach dem Tode des Kurfürsten ging er nach Prag zum Kaiser Rudolph, der ihn zum Reichs-Schatzmeister machte. Hieraus ist begreiflich, woher dieser Fürst so viele Kriege führen, und doch noch 13 Millionen geschlagenes Gold hinter-

*) Sollte Herrn Beireis der knallende Goldkalk, das Knallgold, nicht bekannt gewesen seyn? Ist übrigens diese Geschichte wahr, so bestand der hier gebrauchte Stein der Weisen wohl aus nichts anderem, als aus diesem Goldpräparate.

lassen konnte. Kunkel erhielt nach seinem Abgange aus Dresden die Aufsicht über das Goldhaus, und fand unter den darin befindlichen Schriften auch ein Manuskript von Schwärzer, welches unter anderen folgende Worte enthielt: In Ungarn wächst ein schönes grünes Kraut mit einem gelben Blatte; wenn man dieß in Essig legt, so werden nach einiger Zeit sich oben Oeltropfen zeigen. Ein Theil von diesen Oeltropfen giebt tausend Theile Gold. Kunkel erklärt das grüne Kraut ganz richtig durch ungarisches Vitriolöl. Er wollte sich eben eine Ladung aus Ungarn kommen lassen, als die Arbeiter in der Mauer ein Gläschen mit solchem Vitriolöl fanden. Er goß es in ein größeres Glas und vermischte es mit Essig, mußte aber auf ein Vierteljahr verreisen, und konnte sich also während seiner Abwesenheit nicht darum bekümmern. Nach seiner Zurückkunft kam ihn ein äußerst angenehmer Geruch entgegen. Er sahe sogleich nach seinem Glase, und fand auch wirklich einige rothe Tropfen oben auf schwimmen. Er lief sogleich zum General-Präsidenten von Friesen, nahm ihn mit sich in seine Wohnung und zeigte ihm die Oeltropfen; darauf ließ er Silber in Scheidewasser auflösen, und um das etwa noch darin befindliche Gold heraus zu bringen, präcipitirte er es wieder mit Kupfer und legte die Hälfte davon unten in den Tiegel. Nun nahm er Baumwolle,

ließ die Oeltropfen sich einsaugen, legte selbiges auf das Silber und deckte die andere Hälfte Silber darüber. Ein starkes Feuer schmolz hierauf das Silber, und man fand mehr als die Hälfte in Gold verwandelt. Kunkel trieb es in der Kapelle ab, und der Baron von Friesen nahm das Gold heraus. Er versuchte es nachmals noch öfters mit ungarischem Vitriolöl, allein es fanden sich nie die Oeltropfen. Das Zeugniß eines so ehrlichen Mannes, als Kunkel war, hat den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit Es giebt nur zwei mögliche Arten den Stein der Weisen zu verfertigen. Ich muß ihn entweder so machen, daß er sich bloß mit den edleren Theilen der schlechteren Metalle verbindet, und das los stößt, was nicht dazu gehört, und welches eben das schlechte Metall zum schlechten Metall macht, oder so, daß er alles zu Schlacken macht, was nicht zum Golde gehört, wobei alsdann das bessere Metall heraus fällt."

„Jedes Metall besteht nämlich:

1) aus der Metallerde, dem principio metallico,

2) aus etwas mehr oder weniger Phlogiston,

3) aus etwas mehr oder weniger Glaserde."

„Das Gold hat von dieser Glaserde gar nichts, und von dem Phlogiston nur sehr wenig. Glaserde und Phlogiston müssen also aus dem schlechten Me-

tall entfernt werden, wenn man Gold daraus machen will. Die Farbe ist etwas zufälliges und kann ihm leicht gegeben werden. Da nun die Materie des besten Metalls in einigen Metallen mehr als in andern verhanden ist, so siehet man leicht ein, daß aus einem Metalle mehr Gold als aus einem andern gemacht werden kann. Demnach giebt Silber das meiste Gold, dann Blei, welches beinahe $\frac{2}{3}$ giebt; dann Kupfer $1\frac{1}{2}$ Viertel. Das Goldmachen ist also keine mutatio metallorum, sondern es wird nur das abgeschieden, was nicht Gold ist, so wie man beim antimonio, einer spröden metallischen Substanz, durch Hinzusetzung von Eisen oder sal alcali, das, was nicht Metall ist, heraus scheidet und in Schlacken verwandelt."

„Das Blei verhält sich zum Golde wie 11 zu 19. Wenn ich also das Blei in einen halb so grossen Raum bringen könnte; so würde sich das Blei zum Golde wie 22 zu 19 verhalten, folglich würde das aus Blei verfertigte Gold weit schwerer als das natürliche seyn. Die Theile wären alsdann in einen engern Raum gerückt, hätten mehrere Berührungspunkte und würden sich also leichter verschieben lassen, ohne aus ihrem Zusammenhange zu kommen, kurz, das Blei hätte eine größere Ductilität erhalten. Das Feuer würde auch nicht mehr vermögend seyn die mehr zusammenhängenden Theile in die

Luft zu jagen, folglich hätte das Blei auch eine größere Feuerbeständigkeit erhalten. Nun ist aber das, was Gold zum Golde macht, seine größere Feuerbeständigkeit und Ductilität; und da das in einen engern Raum gebrachte Blei sich zum Golde wie 22 zu 19 verhält, und daher eine noch größere Ductilität und Feuerbeständigkeit als das Gold hat, so wird es das feinste Gold seyn, und jeder wird es, nachdem ich ihm nur noch die gelbe Farbe gegeben habe, dafür anerkennen."

„Auf folgende Art kann man Gold künstlich zubereiten, obgleich mit wenigem Vortheile:

1) Man nimmt Eisen, Queckſilber und gemeinen Vitriol, reibt es unter einander, daß es zu einem Amalgama wird, dieß zerstößt man zu Pulver und wäscht es ab. Hierauf thut man es in einen eisernen Kolben, worüber man einen eisernen Helm setzt, und destillirt es. Ein Quentchen von dem Pulver das im Kolben übrig bleibt, giebt einen Gran Gold.

2) Man nehme Blei oder Mennige und Kieselsteine, und schmelze sie zusammen, alsdann erhält man ein leicht schmelzbares Glas. Dieß legt man in einen etwas größern Tiegel, thut Silber hinzu und schmilzt es eine Stunde in einem sehr starken Feuer. Hierauf löset man das Silber in Scheidewasser auf, und das Gold fällt als ein schwarzes Pulver zu Boden."

„Weiß

„Weiß man dieß Geheimniß, so trage man sein Gold auf Reisen immer selbst zur Münze und lasse es prägen, man schmelze es aber selbst; denn seine Feuerbeständigkeit macht, daß es ein weit größeres Feuer gebraucht, als das natürliche Gold, und seine Farbe, die weit röther ist, sind seine Verräther. Man lasse es einige Aß schwerer prägen, als es sonst geschieht, damit es nicht zu klein gegen die übrigen werde, und reise immer weiter, von einem Orte zum andern."

„Sobald ein Goldmacher sagt, daß er aus einem Pfunde Blei ein Pfund Gold machen will; so ist er ein Betrieger."

In der folgenden Stunde schien ihn seine bewiesene Offenheit zu reuen, und er gab eine Schilderung der nöthigen fürchtbaren Vorbereitungen, um sich 14 Tage und Nächte des Schlafs ganz zu enthalten; ein sprechendes Gemälde des durch den erstickenden Arsenikdampf unvermeidlichen Todes; fügte die heilige Versicherung hinzu, durch Goldmacher-Versuche nie mehr als täglich einen Dukaten erwerben zu können, und bat und beschwor feierlich, von diesem anvertrauten Geheimnisse nie Gebrauch zu machen.

Zum Schluß sprach er über die Schändlichkeit Geheimnisse auszuplaudern, und schilderte mit der ihm eigenthümlichen Beredtsamkeit das Schicksal eines verratheuen und nach Constantinopel gebrach-

ten Adepten. Als dieser seine Kunst mittheilen soll, erbietet er sich zur Eröffnung des noch größeren Geheimnisses, hiebfest zu seyn. Rasch wird die Probe gemacht, und es säbelt der Sultan im Nu den Kopf des Adepten vom Rumpf, obgleich dieser das schützende Amulet im Munde hielt, dessen mit Staunen gelesene Schrift sagt: Den Tod fürchte ich nicht, aber wohl die Schande, ein Geheimniß zu verrathen.

So, fügte er hinzu, meine Herren, würde auch ich es machen, und da dieß den Potentaten Europas bekannt ist, lebe ich unangefochten.

Mühlhausen, des ehemaligen heiligen römisch-deutschen Reiches freie Stadt, war der Ort, und der 2te März des Jahrs 1730 der Tag, in und an welchem das Licht des Lebens erblickte Gottfried Christoph Beireis.

Schon frühe zeigte der Knabe Kopf, und zur Entwickelung seiner Talente beizutragen, war eine der angenehmsten Erholungen des Vaters. Da er aber der Stadt Bürgermeister-Amt bekleidete und die Zeit anfing ihm zu mangeln, um den rasch aufstrebenden Knaben weiter zu bilden, so vertraute er ihn dem wissenschaftlichen Unterrichte vier verschiedener Lehrer. Ob er eine öffentliche Anstalt besucht hat, ist mir unbekannt, aber nicht, daß es des bewunderten Vaters Liebe war, welche durch Leitung und Bei-

spiel schon frühe den Grund legte zum Hange zu glänzen, zum Aufsehn erregen, so wie zum Streben, sich mit mystischem Nimbus zu umhüllen.

Der Aufsatz eines Journals, dessen ich mich nur noch dunkel erinnere, erwähnt der übernatürlichen Kräfte jenes Mühlhausenschen Consuls, das Feuer besprechen, und, durch hinein geworfene Holzplatten, bezeichnet mit wundersam gestalteten Bildern, die größte Feuersbrunst augenblicklich dämpfen zu können. Der Ruf dieses Mannes hatte die Gränze seines reichsstädtischen Gebiets überschritten; dankbar erkannte das Ausland seine Hülfe, ein benachbarter Fürst hatte auf immer sich seinen Beistand erbeten und die Gemeinden seines Landes angewiesen, so wie Consul Beireis beim Brande erscheine, ihm augenblicklich die strengste Folgsamkeit zu leisten.

Noch nicht zur Akademie abgegangen, verlor der hoffnungsvolle Sohn den Vater und war genöthigt, einem reichen Oheim nachzugeben, und, Wunsch und Neigung entgegen, sich der Theologie zu widmen. Dieß geschahe dennoch mit Eifer, und der Oheim, auf dessen Kosten er seine Studien vollendete, genoß noch die Freude, den Neffen als Candidaten des Predigtamts zu begrüßen.

Ein eigener Zufall riß diesen aber heraus aus der neuen Laufbahn und führte ihn zugleich auf den Standpunkt, welcher seinen nachherigen Ruf be-

gründete; denn nicht immer können Geschicklichkeit und Talent sich dahin schwingen, wohin sie gehören, und sie entfalten sich oft erst dann, wenn ihnen das Glück den Standpunkt anweist, auf welchem sie zu fußen vermögen.

Der Bruder des Candidaten diente als Offizier im siebenjährigen Kriege unter dem Heere des bewunderten Erbprinzen, nachherigen Herzogs von Braunschweig, und hatte das Glück, im Augenblick, als dieser gefangen genommen werden sollte, ihn zu befreien; er selbst aber wurde gefährlich verwundet, und starb am folgenden Tage. Der Prinz besuche seinen sterbenden Reiter, fordert ihn auf, thätige Beweise des Dankes, der innigsten Erkenntlichkeit zu verlangen, und der Sterbende, keines irdischen Glücks mehr bedürftig, empfiehlt seinen Bruder der fürstlichen Gnade.

Beireis wird gefordert und seine Bitte, zur Universität Jena zurück zu kehren, um dort mit höherer Unterstützung die Heilkunde zu studieren, augenblicklich gewährt.

Nach vollendeten Studien trat er, auf Kosten des Prinzen, eine Reise an, und blieb fast ununterbrochen mit demselben im schönsten Verhältnisse; denn die Dankbarkeit gegen den Verstorbenen war auf den Bruder übergegangen, und dieser besaß, als Arzt, Gelehrter und Mensch, Talente genug, um

sie zu fesseln, und der fürstlichen Huld sich nicht unwerth zu zeigen.

Zurück gekehrt von der Reise, studierte er noch die Wundarzneikunde unter Heisters besondern Leitung, genoß des genauern und freundschaftlichen Umganges dieses vortrefflichen Lehrers, wurde nach dessen Tode der Heilkunde Doktor, stieg rasch empor zum Professor und schrieb sich bald: Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischer Hofrath, erster Professor der Anatomie, (welche Stelle er nicht lange behielt) der Medizin, Chemie, Chirurgie, Pharmacie, Physik, Botanik und Naturgeschichte, Präsident des Braunschweigischen Medizinalkollegiums, und mehrerer medizinischer, ökonomischer und literarischen Gesellschaften Mitglied, so wie des Gutes Weidensee Erb- und Gerichtsherr.

Im Anfange seines Aufenthalts zu Helmstädt, lebte er sehr eingezogen und widmete dem chemischen Laboratorium den größten Theil seiner Zeit. Bald fing er aber an, durch die darin getriebenen Arbeiten Aufmerksamkeit zu erregen, und Farben-Erfindungen und Mischungen waren es vorzüglich, welche seinen Ruf zuerst begründeten. Ehrenvoll verband ihn dieser mit mehreren der reichsten, vornehmsten und angesehensten Männer, knüpfte manches schöne Verhältniß, und leitete die Aufmerksamkeit des Hofes stärker auf ihn. Unbekannt mit den genauen Umständen

und des Hofes Beſchaffenheit kann ich nur erwähnen, daß ſelbſt ſein großer Gönner mit ihm zu laboriren ſoll angefangen haben.

Die Chemie und Phyſik waren damals noch wenig bekannt, die jetzt ſo gewöhnlichen Vorleſungen über dieſe Wiſſenſchaften, begleitet von überraſchenden aber belehrenden Experimenten, noch nicht die Art ihrer Mittheilung; noch hatte kein Wiegleb, über den Beireis ſich oft ſehr bitter äußerte, daß er ohne Kenntniſſe geweſen, ſeine natürliche Magie verfaßt, und es konnte daher ein Mann, wie Beireis war, ſehr bald einen myſtiſchen Nimbus um ſich verbreiten, der, da er vom Hofe ausging, wo Kenntniſſe dieſer Art am wenigſten bekannt ſind, ſich um deſto raſcher ausdehnen und vergrößern mußte.

Wie Beireis auf ſcherzhafte Weiſe beitrug, ſich als Tauſendkünſtler zu zeigen, deutet unter andern ſeine Erſcheinung bei der fürſtlichen Tafel im dunkelblauen Rocke an, welcher von einem Gange der Speiſen zum andern, durch verſchiedene Farben-Abſtufungen hindurch lief, bis er beim Deſert das ſchönſte Scharlach zeigte, und der das Zimmer dunkelblau betretende Wundermann es ſcharlachroth wieder verließ. Man denke ſich das Erſtaunen des Hofes, begleitet von dem Räſonnement eines beredten, lebhaften, gewandten Mannes, dem es bei dieſem Kunſtſtück nicht auf die Erklärung ankam, ſon-

dern dem Staunen und Bewunderung zu erregen vorzüglicher Zweck war. Durch Experimente ähnlicher Art konnte es nicht fehlen, daß der Ruhm seiner Künste mit lawinenartiger Zunahme rasch die Grenzen des Landes erreichte und sich, weit über diese hinaus, in die Paläste der Fürsten und Herren, so wie in die Hütten ihrer Diener erstreckte. Der Herzog selbst schätzte und bewunderte seinen Beireis, führte die angesehensten seiner Gäste nach Helmstädt, lud den Staunen erregenden Mann öfters zur Tafel, und seiner wurde in Potsdam, Berlin, Stockholm u. s. w. ehrenvoll erwähnt; auch weilte Gustav der Dritte mehrere Tage im Beireisschen Hause.

Der Zustand jener Wissenschaften in damaliger Zeit, verbunden mit Beireis ausgebreitetem Ruf, begründeten auch dessen Reichthum. Es waren wohl nicht allein holländische Kaufleute, welche für ungeheure Summen die bessere Bereitungsart des Karmins von ihm lernten, sondern auch reiche Große, welche für nie bekannt gewordene Honorare in dieses oder jenes Geheimniß eingeweiht wurden, rechtliche Fabrikanten und Unternehmer chemischer Anstalten und Bereitungsarten, welche als Schüler von Beireis ein theures Privatissimum hörten und ihren Lehrer ansehnlich belohnten, wenn sie den glücklichen Erfolg ihres Unterrichts genossen, oder im ge-

heimen Uebereinkommen, ihn auf einige Zeit zum Compagnon hatten, der die Hälfte des Vortheils zog, wenn die erlernte Bereitungsart gelang, wie z. B die des Essigs. Noch vor kurzer Zeit kannte das größere Publikum die chemische Fabrikation dieses bedeutenden Handelsartikels aus Säure bildenden Sachen nicht, und der sich zu Helmstädt setzende Essigbrauer, der früher dem Concurse nahe gewesen, erregte das größte Staunen, wenn er jetzt, als Beireis gewesener Schüler, die großen Fässer mit Wasser aus dem Born der Straße gefüllt, zum Hause fuhr, und eben diese Fässer, mit Essig gefüllt, wieder hinaus schickte.

Wie aber auch ruhm- und werthlose Ereignisse und Sachen der Eitelkeit des Verstorbenen zum Augenmerk dienten, zeigt eine von ihm gut wiederholte Erzählung. Er nämlich habe das wunderschönste Paar Manschetten besessen. Während seines Aufenthaltes zu Paris, wäre dieses Meisterstück niederländischer Arbeit, höchst bewundernswürdig, ja einzig in seiner Art, dem Hofe von Versailles zum Kauf angeboten. Trotz des damaligen Luxus und der Nichtachtung bedeutender Summen, habe sich dieser doch nicht dazu entschließen können, denn der geforderte Preis sey zu enorm gewesen. Ganz Paris habe von diesem Kunstwerke gesprochen, und als er es gesehen, habe er sich nicht enthalten können, es

augenblicklich zu kaufen. Geschmückt mit diesem Schatze, sey er nachher im Begriffe gewesen, sich dem Hofe in Braunschweig vorstellen zu lassen, auf dem Eingange zum Schlosse aber stehen geblieben bei einer Bude mit fremden Thieren, und mit einem großen Affen erst in Unterhaltung, dann in Streit gerathen, wobei dieses Thier ihm eine der Manschetten plötzlich abgerissen und verschluckt habe, so, daß er genöthigt gewesen, auch die andere fort zu thun und gänzlich zu vernichten, da sie ihm einzeln unnütz geworden.

Das glückliche Talent vollkommener Selbstzufriedenheit besaß Beireis im höchsten Grade, suchte sein Glück nie außerhalb, sondern fand es in sich gegründet, durch das Gefühl der Vereinigung aller Vollkommenheiten. Daher fühlte er auch das Bedürfniß nicht, ein theilnehmendes Wesen zu besitzen, welches Leiden und Freuden mit empfindet, damit wir sie duldsamer tragen, köstlicher genießen können. Beireis sehnte sich nicht nach dem Händedruck des Freundes, nicht nach dem Kusse der Geliebten, noch nach dem Glücke, sich wieder aufblühen zu sehen im Emporwachsen lieblicher Kinder. Beireis blieb eheles — auch Thales von Milet und Christus wurden nicht durch der Ehe Band gefesselt.

Mit vielem Selbstgefühl äußerte sich Beireis oft, daß ein Mann, wie er, von Kopf und Geist, sich unmöglich entschließen könne, seine edle Zeit mit dem

faden Geschwätz eines Weibes zu tödten, das doch stets voll sey von Herrschsucht, Eitelkeit und Tändelei.

War dieß Ausdruck wahrer Ueberzeugung und nicht der Sonderbarkeit, dann wollen wir Beireis bedauern, so wie wir dem heiligen Antonius und dem Wasserfeinde St. Gregor unser inniges Mitleiden nicht versagen können. So hatte Beireis entweder das Unglück, den edlern Theil des weiblichen Geschlechts nie kennen zu lernen, oder die Natur hatte ihm die Gefühle und Empfindungen versagt, welche dem Manne als Freund, als Gatten und Vater, den höchsten, beseligendsten Genuß des Lebens gewähren.

Gegen diese Beireissche Verachtung des schönen Geschlechts, erscheint das sonst eitle Benehmen Conrings, jenes berühmten frühern Kollegen von Beireis, lobenswerth, und hätte, als beachtenswürdiges Muster, von ihm nachgeahmt werden sollen. Conring, gleich gut bewandert in den Kenntnissen aller Fakultäten, überließ es der Wahl der Geliebten, Frau eines Doktors der Theologie, der Rechtsgelahrtheit, Arzneikunde oder Philosophie zu werden.

Unnatürlicher Trotz wird doch zuweilen gerächt, und selbst Beireis soll dieß empfunden und im Joch des Liebergottes drei Mal das Knie vor dem schönen Geschlechte gebeugt haben.

Einst, so erzählt die Fama, wählte in den frühern Jahren seines Rufs eine völlig unbekannte Dame Helmstädt zum Aufenthaltsorte. Der sie umgebende Glanz und das geheimnißvolle Incognito trug viel bei zur Vergrößerung ihrer reizenden Schönheit. Ein Heer von Anbetern umflatterte sie bald, Beireis mischt sich unter dasselbe, und es gelingt diesem gewandten talentvollen Manne, sich ihrer Gunst zu bemächtigen. Leider aber theilt er dieselbe noch einige Zeit mit dem Professor F., bis ein unglück-schwangeres Ereigniß ihn zum alleinigen Besitzer erhebt. Es hatte ein Irrthum beide Verehrer zur gleichen Stunde beschieden, der Tod des einen sollen von der Erbitterung des andern die unvermeidliche Folge zu seyn, kein Mittel der Besänftigung fruchtet, und nur ein seidenes Schnur vermag zu enden der Schönen Verzweiflung — und Leben. Urplötzlich endet der Kampf, Beireis vergißt jeden Groll, rettet mit Blitzesschnelle die Sterbende, und die Wiedererwachte sinkt dankbar und wonnetrunken in die Arme ihres Retters Lange weilte sie noch in Helmstädt, und der kostbare Brillantring, welcher bei festlichen Gelegenheiten den Goldfinger seiner linken Hand schmückte, war ein ehrenwerthes Andenken dieses Ereignisses.

Das zweite Mal, daß Beireis das Knie beugte, soll er nicht wie hier der Eroberer, sondern der Er-

oberte gewesen seyn, und den Siegeswagen des Liebesgottes mit seinem treuen L. im gleichen Joche gezogen haben. Näher dem Traualtare kam er im Alter beim dritten Male. Eine bejahrte Dame verdankte dem Aufenthalt in seinem Hause die lang ersehnte Genesung und verstand die feine Kunst, das Herz des Weiberfeindes in süße Sympathie zu ziehen. Schon raunte man sich die Vorbereitungen der Hochzeit ins Ohr, als die beginnende Gebieterinn des Hauses den Garten zu säubern anfing, und den pyramidalisch geschnittenen Taxus durch ungezwungenes Strauchwerk ersetzte. Diese Aeußerungen zu früher Tyrannei erbitterten Beireis, und er blieb nun dem Vorsatze treu, unverehlicht zu seyn.

Zu seinen vielfachen Eigenheiten gehört auch der erklärteste Widerwille gegen die Kartoffeln. Sie waren ihm der Grund tausendfaltigen Unheils, und mit großer Lebhaftigkeit bewies er aus ihrem Genusse viele Krankheiten des Körpers und Geistes; und die Trägheit mancher seiner Schüler, so wie die angenommene Geistesbeschränktheit einer ganzen Klasse von Menschen fand er allein im Genusse der Kartoffeln.

Eingeladen zu einem Mittagsmahl erfreut er sich besonders des köstlichen Kuchens; als er aber dessen Bereitung aus dem feinsten Kartoffelmehl erfährt, verläßt er augenblicklich die Tafel, um durch ein rasch wirkendes Brechmittel dem nachtheiligen Ein-

flusse dieses Knollengewächses möglich schnell vorzubeugen.

Schon ist es erwähnt, daß selbstgemachte Verse die Zierde jedes Stücks der Gemäldesammlung seyn sollten; er schrieb aber auch häufig seine Briefe in Reimen, und nachstehende Fabel, verfertigt im Kreise von Gelehrten, indem der Dichter Schmidt von Phiseldeck ihn aufforderte, sich über den Verfall des Braunschweigischen Hauses poetisch zu äußern, möge sein Talent in dieser Hinsicht bezeugen.

Die Eiche sprach zum Halme:
Ich bin, gleich einer Palme,
So majestätisch groß.
Ich weiche keinem Stoß,
Selbst nicht dem stärksten Sturme;
Du bleibst gleich einem Wurme,
An niedrer Erde stehn,
Und wankst bei jedem Wehn
Nach allen Seiten hin,
Da ich unbiegsam bin,
Und selbst dem Sturm nicht weiche.
So sprach die stolze Eiche,
Und sah mit Hohn herab —
Da brach der Sturm sie ab. —
Nun sprach des Halmes Aehre,
Dem Stolz zur weisen Lehre:
Da liegst du nun zerstört,
Und ich bin unversehrt.

Erhielt er über Sachen dieser oder ähnlicher Art Lobsprüche oder Bewunderung, welche die Wange des hörenden Kenners mit Schamröthe überzogen; so fand er nur Anerkennung des wahren Verdienstes, wurde freundlicher und fügte in zunehmender Redseligkeit oft die größten Lobeserhebungen hinzu und erwähnte der früher erhaltenen.

Beurtheilte er die geistigen Fähigkeiten des Menschen, so geschahe dieß häufig nach einem eigenen Maßstabe. Er nahm hierbei ganze, halbe, viertheil u. s. w. Köpfe an. Der ganzen gab und hatte es zu allen Zeiten nur wenige gegeben, denn selbst Leibnitz gehörte zu den Dreiviertel-Köpfen. Nur drei Mal hatte zum Wohl des Menschengeschlechts die Hand des Schöpfers ganze Köpfe hervorgebracht, und sein Triumvirat bestand aus Thales von Milet, und bald Archimedes, bald Christus, bald Newton, bald Friedrich dem Zweiten von Preußen, und — Beireis.

Zwischen sich und Philippus Aurelius Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, oft Aehnlichkeiten finden zu lassen, gehörte mit zu Beireis Schwächen; denn in Hinsicht seiner soliden Kenntnisse und mäßigen, fast fleckenfreien, Lebensweise, konnte er wohl nicht wünschen, mit diesem ausschweifenden Schwärmer der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts verglichen zu werden,

welcher alles menschliche Wissen, was nicht sein war, herab würdigte. Fühlte etwa Beireis, daß nur das Zeitalter eine Verschiedenheit begründete? Zu Paracelsus Zeiten mußten die reellen Kenntnisse fern her geholt und sparsam mit Mühe eingesammelt werden, und der größte Theil der Gelehrten war genöthigt, ein eigenes mehr unstätes Leben zu führen. Vielleicht hätten ihn die Eigenthümlichkeiten Paracelsischer Zeit, mit seinem steten Streben tief verborgene Kenntnisse und wundervolle Ehrenbezeugungen erringen zu wollen, nicht nur diesem Manne, sondern sogar dem berüchtigten jüngern Dr. Faust ähnlicher gemacht. Auch Beireis geizte häufig nach dem Lobe der unkundigen Menge, welche fast ausschließlich das Publikum Fausts war; denn aus ihr heraus durfte dieser sich nicht wagen. Der geschätzte Johann Trithem sagt von diesem späterhin oft befabelten gyrovagus battologus und circumsellio, er habe ein großes gelehrtes Triumvirat angenommen, bestehend aus Plato, Aristoteles und sich; er habe behauptet, daß, wenn die Schriften dieser Männer verloren gingen, er allein im Stande sey, sie durch seinen Verstand völlig wieder herzustellen, und daß er Alles wisse und Alles könne, was der Mensch zu wissen und zu wünschen nur vermöchte *)

*) Einem höchst belehrenden Aufsatze im Julius-Stück der Berlinischen Monatsschrift des Jahres 1810 verdankt man tief geforschte Nachrichten über Faust.

Ob der Besitz eines Hündchens, von dessen bewundernswürdigen Talenten der verstorbene Beireis nicht lange unterhielt, eine nachahmende Anspielung auf die Aehnlichkeit mit Faust, Agrippa von Nettesheim und andern gewesen, denen man besondere Kenntnisse zugetraut, und übernatürliche Hunde zur Seite gesellt, oder ob das Beireissche Thierchen sich vortheilhaft auszeichnete von den übrigen Genossen seiner weit verbreiteten Sippschaft, und es dadurch den unverheiratheten Besitzer zu größerer Zärtlichkeit gebracht, die alle Fehler übersieht und nur Vorzüge erblickt, bleibt jetzt unausgemacht.

Daß Beireis nicht ohne treffliche Kenntnisse war, ist anerkannt, eben so, daß er auch nicht immer bemüht war, bloß Schüler zu bilden, welche an der mystischen Schale des Wissens verweilten, sondern oft mit Eifer dahin strebte, sie gründlich zu belehren und die Schale vom Kerne zweckmäßig zu sondern. Häufig ereiferte er sich über die Seichtheit manches Gelehrten, und tadelte bitter die Begierde seiner Zuhörer, nur Brotwissenschaften zu erlernen, ohne durch mannichfaches Studium zum Begreifen und Einsehen dieser Wissenschaften zu gelangen. Vorzüglich entbrannte sein Zorn, wenn unvorbereitete Apothekergehülfen sich Chemiker nannten und durch einige mechanische Arbeiten schon eingeweiht zu seyn wähnten in die Geheimnisse dieser Wissenschaft.

Bei

Bei ihm wurde die Chemie, ausgemahlt durch die lebhafteste Einbildungskraft und den blühendsten Vortrag, eine der vorzüglichsten Göttinnen, thronend in der Mitte des prachtvollsten Tempels. In zwei mit Säulen gezierten Vorhallen, welche ringsum den Tempel umgaben, wohnten im eigenen Heiligthume die Göttinnen der Logik und der Physik. Ernst nahm die erste den Jüngling auf, der mit Eifer die Stufen ihrer Vorhalle erstiegen. An ihrer Hand betrat er den Wohnsitz der zweiten Göttinn, welche ihn freundlicher empfing und mit aufmunternder Herablassung ihn bekannt machte mit den mannichfachsten Kenntnissen ihrer erheiternden Wissenschaft. Durch diese Göttinn geführt, betrat er endlich das Innere des Tempels, und mit offenen Armen und himmlischer Güte kam ihm entgegen die dort thronende. Nun bekam er die deutlichste Einsicht, klar wurde ihm alles, und er war in ihrem Schutze ein Gott geweihter Liebling.

So betritt ein echter Schüler der Weisheit den Tempel dieser Göttinn, und erreicht das nie geahnete, seine gewagtesten Wünsche und Hoffnungen weit übertreffende Ziel.

Wie aber versucht der Apotheker-Gehülfe zur Göttinn zu kommen? Er verschmäht den mühsamen Gang durch Pforten und Vorhallen, erklettert raschen Versuchs die Wände und die Kuppel des Tem-

pels, und springt mit einem Satze von oben hinein in das Heiligthum der Göttinn. Jetzt ist er bei ihr, aber ohne liebevollen Empfang bleibt er fortdauernd ein bemitleidenswerthes Wesen.

Im Herbste des Jahres 1809 wurde der achtzigjährige Beireis von der Ruhr befallen. Er hatte die vierte Nacht seiner Krankheit schreibend vollbracht, um einige Zusätze zum Testamente zu machen, wegen Verwendung des Nachlasses, worüber mit den Erben schon früher alles berichtigt war, und ließ am 5ten Tage, den 18ten Sept., da er den unvermeidlichen Ausgang des Uebels vor Augen sahe, den Tribunalsrichter kommen und die Zeugen, hieß sie in einen Kreis sich setzen, und sank dann sanft und ruhig, unter fortdauerndem Sprechen, in die Arme des Todes.

Ohne Gepränge und mit feierlicher Stille wurde die irdische Hülle der Erde übergeben. —

Der Werth der ganzen Hinterlassenschaft soll sich auf 90,000 Thaler belaufen, kann aber durchaus nicht genau angegeben werden. Im Testamente hatte er vermacht: Seiner Schwester in Mühlhausen 300 Thaler, den Armen 50, der Universitäts-Bibliothek einige schätzenswerthe Bücher, seinem Bedienten 1000 Thaler, und jedem Kinde desselben 50 Thaler *).

*) Nach neuern Nachrichten aus Helmstädt hat Beireis folgende Legate vermacht: 1) Seiner Schwester, der Wittwe des Conrectors Georgy, 300 Thlr.; 2) dem Sohne derselben, Mitglied der Gensdarmerie, Gottfried Georgy,

Das Münzkabinet, dessen Metallwerth auf 6000 Thaler geschätzt ist, enthält kostbare Sachen, und läßt nur noch manches sonst gesehene vermissen, indem es zum Theil aus bestaubten Kisten und Schränken und allen Winkeln des Hauses zusammen gesucht werden mußte, wo es wahrscheinlich im letzten Kriege die große Besorgniß des Besitzers versteckt hatte.

Die Gemälde-Sammlung besteht aus 250 Stükken und verdient alle Aufmerksamkeit in Hinsicht deutscher Kunstgeschichte, deren Freunde dem Sammler Dank schuldig sind. Sie ist einzig, und führt durch die mannichfachsten Versuche hindurch bis zum ersten Anfange deutscher Kunst des achten Jahrhunderts, wie der Besitzer glaubte klar beweisen zu können. Ihr fehlen auch nicht zur belehrenden Vergleichung treffliche Sachen der vorzüglichsten Meister Italiens, und man bewundert in ihr Correggios und Räphaels.

Die Bibliothek soll die bei weitem bändereichere des Abts Henke an innern Werth sehr übertreffen, und enthält manches kostbare Werk.

100 Thlr.; 3, einem jeden der vier Lehnhardschen Kinder 1000 Thlr.; 4, seinem Friseur Brodke 50 Thlr.; 5, der Armenkasse 50 Thlr.

Da die Schwester nebst ihrem Sohne nicht zufrieden seyn wollte, so haben die Haupterben, die Frau des Tribunalsrichters Wernebera zu Heiligenstadt mit ihren vier Kindern, jedem 1000 Thlr. ausgezahlt, und die Sache ist gütlich beigelegt.

Das Silbergeschirr, worauf Beireis einst viel hielt, wird auf 8000, und das baare Geld, welches man gefunden, zu 20,000 Thaler angegeben.

Auffallend bleibt es, daß nach seinem Tode die beiden kostbarsten Sachen seines Besitzthums: der große Diamant und das Weltauge, nicht gefunden, und er mir dieß vom Diamanten angedeutet hatte, wie S. 11. bemerkt ist. Ob er es, wie zu vermuthen, mehrmahls gethan, sich darüber deutlicher erklärt, und man keine Spur dieses Verschwindens entdeckt haben mag, wird die Zeit uns noch lehren.

Was dieser große Diamant war, und wie er in Beireis Hände kam, ist noch nicht völlig erklärt. Er soll alle Merkmale des Diamants, die Schwere, Elektricität, Festigkeit, von der englischen Feile nicht angegriffen zu werden, u. s. w besessen haben; doch kommen die meisten Kenner überein, daß er ein Madagaskarscher Kiesel gewesen. Ueber die Art, wie er zu Beireis gekommen, erklärte sich der Verstorbene. Ein gewisser Herr Kulmann, der ein bedeutendes Vermögen hatte, beerbt seinen Oheim, welcher in Indien Schätze gesammelt, kann des Glücks aber nicht genießen, denn eine der unheilbarsten Krankheiten raubt ihm jeden Frohsinn und spottet der Kunst aller Aerzte, obgleich er den Rath der vorzüglichsten in Anspruch genommen. Endlich kömmt er zu Beireis, und rasch, angenehm und

sicher geheilt, weiß er dem Danke keine Grenzen zu setzen, besonders, da er dem Arzte das reiche Naturalienkabinet des Oheim zur Auswahl überlassen, und dieser nichts zu haben verlangt, als einen unscheinbaren Kiesel, unter dessen Hülle er aber den größten Schatz der Welt erkannte.

Nicht Jedermann zeigte er diesen Stein, noch vertraute er allen das Geheimniß an, schon eine Sammlung von kleinen Diamanten, 200,000 Thaler an Werth, zu besitzen, die aber lange noch nicht hinreiche, um diesen großen Diamant dereinst brillantiren zu können.

Ueber das berühmte Exemplar seines Weltauges erzählte er mehrmals: Als einst China's Kaiser in der größten Geldverlegenheit war, und ungeheure Summen gebrauchte, wandte er sich an die Kaufleute Hollands, damals im Besitze vom größten Theile des baaren Geldes, und bot diesen Stein zum Unterpfande. Unkundig seines Werthes, und mißtrauisch gegen China's Bewohner, werde ich darüber um Rath gefragt, und erkläre voller Bewunderung, daß alles baare Geld der Erde lange nicht hinreiche, um diesen Stein zu bezahlen. Hierauf wurde das Geschäft abgemacht zur Zufriedenheit beider Theile, und der unzubezahlende Schatz ruhte im Geldkasten der Holländer; doch dieß nicht lange Zeit: mit ihm war kein Wucher zu treiben, und der geldgierige, miß-

tranische Kaufmann glaubte mich überreden zu müssen, ihm die vorgeschossene Summe zu geben, und statt dessen den Stein zu erhalten. Groß, unaussprechlich groß, war meine Freude, gleich zahlte ich die Summe und war fast wonnetrunken; denn nie hätte ich glauben können, der überglückliche Besitzer dieses Stückes zu werden. Zwar bin ich es nicht eigentlich, es gehört noch dem Schahe von China; aber ich bin auch gewiß, daß dieser nie wieder so viel baares Geld zusammen zu bringen vermag, um sein versetztes Pfand einlösen zu können.

Schließlich theile ich noch einen Brief mit, welchen Beireis an den Herrn Superintendenten Helmuth schrieb, nachdem er in dessen Volks-Naturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens, sechste Auflage, gefunden: daß der Portugiesische Hof den größten Diamanten besitze, den man zu 1600 Gran oder 400 Karat angebe, und ihn auf 24,000,000 Pfund Sterling schätze *), daß der Freiherr von Moermann in seinen Reisen aber behaupte, vor dem ungeschliffenen Diamant des Hofraths Beireis müßten die größten, welche Europa bis jetzt bewundere, der Pitt und der Regent, der Portugiesische, so wie der des Mogols, schon in der weitesten Ferne die Flagge streichen, er sey nicht viel kleiner als ein Ei,

*) Er diente bei feierlichen Gelegenheiten zum Huthknopfe des Königs, und soll vor 70 Jahren in Brasilien gefunden seyn.

und obgleich er nicht gewogen wäre, so sey doch klar, daß der Werth dieses Steins von den gesammten Mächten Europas nicht bezahlt werden könne.

Hierauf schrieb Beireis:

Helmstädt, den 24sten Mai, 1809.

„Ew Hochehrwürden melde ich gehorsamst, daß der Kiesel oder Kieselstein, allerdings eine Art (species) von den zur Kieselerde gehörigen Steinen ist, weil er am meisten von der Kieselerde enthält. Der Mineralogie, Herr Pastor Rudolphi, hat nicht daran gedacht, daß Ihre Volks-Naturgeschichte nicht für Gelehrte, sondern für Ungelehrte geschrieben ist, wenn er darin manches vermißt; denn sonst hatten Sie auch unter den angeführten Erden die Schwererde und die Zirkonerde anführen müssen. Bisher hatte man noch immer den Diamant als eine Unterart der Kieselsteine angesehen, wie Ew Hochehrwürden gethan haben; es ist aber gänzlich erwiesen, daß er gar nicht unter die Steine, sondern unter das verbrennliche Wasser gehöre, denn er läßt sich im Feuer gänzlich verdampfen, so, daß keine Spur davon übrig bleibt, und er brennt mit dem schönsten hellsten Lichte unter einer sehr erhitzten Muffel in einem Probirofen, und ich habe mit Vergnügen Brillanten darunter so verschwinden sehen, daß, wenn schon sechs Achttheile davon ver-

dampft waren, alle geschliffene Facetten noch eben so deutlich zu sehen waren, als bei größeren Steinen. Die Brasilianischen Diamanten sehen alle wie Kieselsteine aus, die Asiatischen besonders. Aber mein größter in der Welt aus Sembulpor oder Sumulpur bei Bengalen, der über fünf Mal schwerer als der des Königs von Portugal, den er mit dahin genommen hat, und dessen Schwere in No. 13 des Hamburgischen Correspondenten 808 angegeben ist: dieser mein Stein hat die wunderbarste Krystallisation, die sonst kein anderer Stein hat, und wovon nur der König von Frankreich, Ludwig der vierzehnte, zwey, aber nicht den dreißigsten Theil so groß, einem Bengalischen Diamant ähnlich, besessen hat, die auch in Kupfer gestochen sind. Dieser mein Stein ist weit härter als die Brasilianischen Steine. Kleine Bengalische Diamanten, welche nie unter 10 Karat, das Karat zu 4 Gran gerechnet, wiegen, stellen zwey viereckige Pyramiden vor, welche mit ihren Basen zusammen gesetzt sind, wovon in dem bekannten Diamantringe in Harbke ein natürlicher solcher Krystall zu sehen ist. Von meinem größten Diamant sagt der in Holland noch lebende Herr von Meermann in seinem in Holländisch geschriebenen, vom Herrn Hofrath und Professor Lüders in

Braunschweig in die deutsche Sprache übersetzten Buche, S. 89, daß er nicht viel kleiner als ein Ei sey. Nein! wahrlich er ist viel größer und noch ein Mal so groß. Er hat fast alles Unglaubliche, welches er in meinem Hause gesehen, nur halb so groß angesetzt, als von ihm gesehen worden. Selbst von dem Lieberkühnschen Vergrößerungsglase sagt er, es vergrößere sechstausend Millionen Mal. Nein, es ist von mir in meiner Dissertatio de debilitate corporis humani mathematisch erwiesen, daß es vier und sechszig tausend Millionen Mal vergrößert. Von diesem meinem Diamanten ist es völlig wahr, daß er nach der bekannten Bestimmungsart von allen Monarchen Europa's zusammen genommen nicht bezahlt werden könne. Diesen Diamanten hat in Helmstädt keiner von meinen Kollegen oder den Professoren gesehen; wohl aber Herr Abt Henke, zu der Zeit, als ihn der verstorbene Herzog und mit ihm Prinz Heinreich aus Berlin sahen, nebst dem Herrn Hofrath Fein, als welcher mit im Zimmer war. Ich erinnere mich noch eines andern Irrthums in Ew. ꝛc. Mineralreiche gelesen zu haben von meinem Weltauge, welche Beschreibung falsch ist. Ew. ꝛc. hochgeschätzter Herr Sohn, der Ueberbringer dieses, erinnert sich noch sehr genau, daß und wie er diesen Stein ehemals bei

mir gesehen habe, als ich ihm von diesem Irrthume Nachricht gab. Dieses mein Weltauge, das einzige Stück in der Welt, hat Gelegenheit zu dem Namen Weltauge aus folgender Ursache gegeben. Es war ein kleiner gelber wie halb durchsichtiger Bernstein, legte man ihn aber nur eine Minute ins Wasser, so wurde er durchsichtig, und es zeigte sich in der Mitte ein sehr weißer runder Fleck, welcher die Sonne als die Pupille vom Weltauge vorstellte, mit genau sieben circulis concentricis und eben in der Peripherie der Entfernung von einander abstehend, wie die Laufbahn des Merkurs, der Venus, der Erde, des Mars, Jupiters, Saturns und Uranus, nach astronomischen Berechnungen stehn. Wurde der Stein ganz trocken, so verschwanden diese. Sonst nannte man andere Steine, die wie Elfenbein undurchsichtig sind, und, nachdem solche lange im Wasser gelegen, durchsichtig werden, auch Weltaug, ehe das meinige bekannt geworden ist, ungeachtet mancher nichts Augen ähnliches dabei bemerken kann. Von dieser letzten Steinart habe ich Dero Herrn Sohn dieselben vorher sehen lassen, die schon in einer halben Minute ganz durchsichtig werden und die schönsten Farbenspiele des Regenbogens, so lange sie durchsichtig sind, bemerken lassen. Ich zeigte ihm auch

einen festen Jaspis von heller Farbe, welcher sehr glatt geschliffen ist, woraus seine Festigkeit und natürliche Schwere erkannt werden kann, welcher auch wie der schwerste Stein mit einem starken Geräusch auf den Boden der mit Wasser angefüllten Kaffeeschale fällt, aber oben darauf gelegt, Jahrelang schwimmend bleibt und ganz dunkelbraun wird. Daß er nicht etwa wie die Bimmsteine porös ist und schwimmt, beweiset, daß, so bald er unter dem Wasser sehr lange gelegen, und nur oben die Feuchtigkeit abgewischt ist, er gleich wieder schwimmt. Die sogenannten Meteor- oder Mondsteine kommen weder aus dem Monde, noch werden sie in der Atmosphäre gezeugt, sondern wenn man alle dabei vorgehenden und in der Hauptsache zusammen treffenden, bei ihrem Falle sich ereignenden Erscheinungen zusammen nimmt, (welche aber deutlich zu erklären sehr viele Kenner und Zeit erfordert) so läßt sich alles sehr deutlich widerlegen, was fast alle Physiker angenommen haben, so wie auch die närrisch ausgedachte Entstehung des Wassers aus Oxygen und Hydrogen u. s. w.

Beireis.

Nachtrag.

Nachdem der Herr Consistorial-Rath Böttiger den ersten Abschnitt vorstehender Nachrichten über Beireis aus dem 27sten, 28sten, 29sten und 30sten Stück des Brandenburgischen Anzeigers hatte abdrucken lassen im deutschen Merkur, woraus er in das 59ste und 60ste Stück der Hamburgischen Adreß-Comtoir Nachrichten überging, und die Herausgeber ihn mit folgender Anmerkung begleiteten: „Wir tragen diese Wundermährchen von einem wirklich gelehrten und reichen Großprahler in unser Blatt über, nicht, weil wir den Leser für leichtgläubig halten, noch auch, weil wir einer gewissen Sekte die Hand reichen wollen, die zeither allerlei Wunderglauben und Verfinsterung unter das Volk zu bringen gesucht hat, sondern, als einen der unzähligen Beweise von Ausartung des Menschenverstandes;" so trat im 8ten Hefte des 14ten Bandes der Nordischen Miszellen Herr Curio gegen mich auf, der in den Jahren 1775, 1776 und 1777 die Experimental-Physik und Chemie bei Beireis gehört hatte. Seine Absicht war: dreist zu behaupten, daß einige grobe Lügen, welche man Beireis zuschreibt, nicht aus seinem Munde gekommen, und verschiedene seiner sonderbaren Behauptungen sehr entstellt und verdorben edirt sind.

Er, Herr Curio, wolle vorzüglich meinen Aufsatz in Anspruch nehmen und zeigen, daß darin übertrieben werde.

Der unbefangene Leser meines erwähnten Aufsatzes, welchen Herr Curio in Anspruch nimmt, wird wahrscheinlich finden, daß ich ihn mit Unpartheilichkeit schrieb, die Lichtseite des verstorbenen Beireis nicht übersahe, aber auch die Schwächen dieses Mannes weder billigen noch loben konnte, sondern meine Schilderung so entwarf, wie ich sie nach meinem einmaligen Besuche bei Beireis und den mir mitgetheilten Nachrichten entwerfen mußte. Auch erklärte ich mich gleich anfangs darüber.

Nach Herrn Curio war Beireis ein liebenswürdiger Mann, ein gelehrter und glücklicher Arzt, ein Genius der ersten Größe und ein vorzüglicher Kopf; dabei hatte er aber einen übertriebenen Hang zum Windbeuteln, und ließ diesem Hange nur gar zu oft freien Spielraum, besonders wenn es darauf ankam, seine Schätze und Herrlichkeiten zu zeigen.

Wenn ich den Genius der ersten Größe allenfalls fort nehme, so wird mein Urtheil mit dem des Herrn Curio ziemlich überein stimmen. Daß meine Nachricht übrigens Dinge enthält, welche auf Charlatanerien dieses talentvollen Mannes hin deute, hätte Herrn Curio nicht so böse auf mich machen sollen. Es ist freilich auffallend, daß er nur im Anfange seines Aufsatzes so heftig als

Beireis Vertheidiger auftritt, und meine Aeußerungen durchnimmt, am Schlusse aber ärgere Sachen von seinem Lehrer mittheilt, als mein angegriffener Aufsatz enthält.

Herr Curio gibt zu, daß, wenn man von Beireis Anekdoten und Histörchen herum trage und ihn als Charlatan der ersten Größe darstelle, nicht zu leugnen sey, daß er sich dieß größten Theils selbst zugezogen, und der Windbeuteleien und Charlatanerien mehrere gezeigt habe. Daß er in der einen Stunde hinreißend, herzerhebend von der Richtigkeit und Beschränktheit menschlicher Kenntnisse und Einsichten gesprochen, von dem einzigen Nothwendigen, Festen und Gewissen der Religion und Tugend, dem der Mensch allein vertrauen müsse, und in der nächst folgenden versucht, sich als ein Allwisser zu beurkunden. Daß er geliebt habe, sich mit Albertus Magnus, Theophrastus Paracelsus und ähnlichen Männern verglichen zu sehen. Daß er, Herr Curio, es nicht in Abrede seyn wolle, daß, da der Ruf von Beireis Zauberei auch viele Dörfer erreicht hatte, und mancher Bauer (zuerst war ich zurecht gewiesen, daß kein Bauer, nur Edelleute, Prediger, reiche Pachter u. s. w. sich Herrn Beireis Rath bedient) zu ihm gekommen, nicht um ihn als Arzt, (wie ich gesagt) sondern als Hexenmeister um Rath zu fragen, er sich zuweilen mit diesen Menschen einen kleinen Muthwillen erlaubt habe. Herr Curio rügt, daß ich gesagt: Sprach er von sei-

nen Collegen, so waren seine Aeußerungen unedel, setzt aber gleich hinzu: daß er während der drei Jahre, daß Herr Curio sie gehört, sich nie eine unedle Aeußerung erlaubt habe über den moralischen Charakter oder die häuslichen Angelegenheiten seiner Collegen, wohl aber über ihre Wissenschaft, ihre Kenntnisse und ihre Ansicht der Dinge; dieß sey aber zu entschuldigen, indem ihm die Sucht, über alle lebende Gelehrte zu spötteln, natürlich geworden. Nur dem einzigen Kästner ließ er bisweilen Gerechtigkeit wiederfahren und gestand ihm zu, daß er ein Dreiviertel-Kopf sey. Auch Abt Teller habe er hoch geachtet, Michaelis aber nur einen Ritter Michel genannt.

Dieß sind die Zusätze und Zurechtweisungen meines Herrn Gegners, welche ich erst kennen lernte, als vorstehender Aufsatz über Beireis, welchen ich zu drei verschiedenen Zeiten niederschrieb, fast beendigt war. Ich will nun noch, dem wesentlichen Inhalte nach, die fernern Nachrichten des Herrn Curio mittheilen, indem ich mich nach einem gültigen Zeugen und kräftigen Beistand umsehen muß, der Beireis so schildert, wie ich ihn schilderte, und keinen bessern finden kann, als Herrn Curio selbst. Daß sein Zeugniß aber gültig ist, dafür bürgt mir seine Versicherung: nur als Augen- und Ohrenzeuge zu erzählen, und nichts von diesem merkwürdigen Manne zu sagen, als was er sicher wisse als Wahrheit oder höchste Wahrscheinlichkeit. Die Physik las Bei-

reis nach dem kleinen Handbuche von Krüger, seinem Vorgänger in der Professur der Naturlehre. Er erklärte dieß Compendium für das schlechteste unter allen vorhandenen Handbüchern, die aber alle nichts taugten. Am häufigsten führte er Eberhards Handbuch an, um sich über ihn, und besonders über seinen unendlichen Radius lustig zu machen.

„Er sprach von Kopf und Genie, hieß Kopf haben den höchsten Scharfsinn im Denken besitzen, und theilte die Köpfe in Ganze, Dreiviertelhalbe, Viertel-Köpfe u. s. w. Drei ganze Köpfe habe es nur in der Welt gegeben: Thales von Milet, Newton, und den dritten verbot ihm seine Bescheidenheit zu nennen. Genie sey etwas elendes, gar nicht nützlich für die Welt und zu nichts zu gebrauchen. Er habe ein Mal ein großes Genie gekannt, das habe er nachher als Stallknecht wieder gefunden. Dreiviertel-Köpfe hätten sich Ruhm und Ansehen in den Wissenschaften erworben, halbe Köpfe wären ganz gute Geschäftsmänner, aber nur die ganzen Köpfe wären Erfinder und Schöpfer."

„Beireis behauptete, alles erfunden zu haben, und diese Behauptung wird ihm als die größte Windbeutelei angerechnet. Bedenkt man aber, daß er denn doch außer sich noch zwei ganze Köpfe zugab, die doch auch etwas erfunden haben mußten: so ist man wohl berechtigt, anzunehmen, daß

daß jene Behauptung einen edlern, höhern Grund hatte, als Eitelkeit und Windbeutelei."

„Beireis wußte alles, konnte alles und war in Allem der Erste. So war er, seinem Vorgeben nach, auch der erste Tonkünstler Bei einer sehr feierlichen Gelegenheit, ich glaube es war am Jubelfeste der Universität Helmstädt 1776, gab er eine Probe seiner musikalischen Kunst. Er komponirte eine Cantate, und ließ sie aufführen. Ich habe dieß merkwürdige Kunstwerk nicht gehört; aber alle, die in dieser musikallischen Akademie zugegen gewesen waren, versicherten, es sey eine wahre Katzenmusik gewesen. Musikverständige behaupteten, daß Beireis die Regeln der Harmonie sehr wohl beobachtet habe, daß aber Melodie auch nicht einmal von ihm angedeutet sey. Daß er auch der größte Dichter war, versteht sich von selbst. Die Sprache seiner Gedichte hatte zwar die Fehler, aber bei weiten nicht die Kraft, Fülle und Energie der Sprache eines v. Hallers und v. Hagedorn." (welches wir Herrn Curio glauben wollen!)

„Er war auch der größte Reiter. Auf seinen Reisen, — wann er diese angestellt, ist gänzlich unbekannt, — hielt er sich einige Zeit zu Neapel auf," (und nun folgt der schon von mir geführte Beweis.)

„Von seinen Reise-Windbeuteleien erzählt man folgende Anekdote, deren Wahrheit ernste Männer verbürgen. Beireis befand sich in Harbke beim Vice-Berghauptmann von Veltheim in einer

großen Gesellschaft, zu welcher auch der Hofrath Schrader, ein witziger, satyrischer Kopf gehörte. Beireis erzählt von seinen Reisen; Schrader zeichnet genau auf, wie lange sich Beireis an jedem Orte aufgehalten haben will, und fragt am Ende: wie alt sind Sie, Herr Hofrath? Beireis, der diese Frage selten beantwortete, nannte dieß Mal eine bestimmte Zahl. Nun, bei Gott! erwiderte Schrader, Sie sind doch in allen außerordentlich und wunderbar: Sie sind bereits 13 Jahr vor Ihrer Geburt gereiset."

„In einer botanischen Vorlesung, (hoffentlich bald nach dem Anfange des botanischen Lehrkurses) zählte Beireis zehn neue wohl geränderte holländische Dukaten auf, und versprach sie demjenigen seiner anwesenden Schüler zur Belohnung, welcher das Genus und die Species einer zugleich mit vorgelegten Pflanze nach dem Linnée bestimmen und klassifiziren könnte. Die vorgelegte Pflanze war der gemeine Wiesen-Fuchsschwanz (Alopecurus pratensis L.), dessen Genus nur von meinem Freunde Fay genannt wurde, dessen Species aber keiner zu bestimmen wußte, so daß Beireis seine schönen Dukaten wieder einstrich."

„Wahrscheinlich haben die Namen von Hohenheim, von Leibnitz, von Löwenstern den Beireis zu der Windbeutelei verleitet, seine Familie für ein adliches Geschlecht auszugeben, welches seinen Namen von einem Dorfe Namens Reis habe, bei welchem sie eine große Besitzung gehabt

hätte. Der Name Beireis sollte also eigentlich geschrieben werden: Bei Reis, und die Herren Bei Reis hieße eben so viel, als die Herren von Reis."

Gewiß dankt mit mir das Publikum dem Herrn Curio für die Mittheilung dieser Beiträge, welche den verstorbenen Beireis recht gut schildern; und da sie nur aus einem dreijährigen Zeitraume von den Jahren 1775 — 1777 genommen sind: so ist es Schade, daß Herr Curio die vielen Beiträge nicht auch sammeln konnte, welche vor seiner Zeit und nachher von 1778 bis 1809, in einer Reihe von 31 Jahren, Beireis beobachten ließ. Hoffentlich wird Herr Curio doch zugeben, daß das achtzigjährige Leben des Beireis hin und wieder reich an Windbeuteleien und Charlatanerien (wie Herr Curio und nicht ich gewisse Aeußerungen nennt) gewesen, und sie nicht alle in die 3 Jahre seines, des Herrn Curio, Aufenthalt in Helmstädt zusammen gefallen sind, also anderen gütigst zu glauben erlaube, daß mein Aufsatz manches enthält, was Herr Curio weder selbst gesehen, noch bis jetzt gehört hatte?

Während des Drucks dieser Nachrichten finde ich im 2n Hefte des 3n Bds. vom J. 1810. des Hermbstädtschen Archivs, S 307 — 321: Einige Bemerkungen über den sel Beireis ꝛc., vom Herrn Leib-Medikus Dr. Brückmann in Braunschweig,

einem Manne, der mit Beireis genauer bekannt war. Herr Brückmann hat das, was im deutschen Merkur von mir über den verstorbenen Hofrath Beireis mitgetheilt wurde, gelesen, nennt es der Wahrheit gemäß, bestätigt mehreres und berichtigt nur die Größe der Automaten, welche etwa eine halbe Mannslänge betragen soll.

Er theilt übrigens noch einige Anmerkungen über den besondern Mann mit, und wird gütigst erlauben, daß ich einiges davon hier anführe.

Er lernte Beireis kennen, als dieser etwa 26 Jahr alt, 1754 oder 1755, von Jena zurückkehrte, und von der Ruhr befallen war. In der praktischen Arzneiwissenschaft schien er noch sehr zurück zu seyn, so daß er es nicht wagte, sich selbst etwas zu verordnen, auch zwischen durch nicht selten den Rath alter und junger Weiber befolgte, der ihm dann zu Zeiten übel bekam. 1755 schickte Beireis dem Herrn Brückmann ein Programm: de utilitate et necessitate historiae naturalis, cum munus Professoris physices publici in se susciperet, disserit et lectiones proximo semestri habendas indicit. Die Schrift nennt Hr. Brückmann unbedeutend, besitzt sie aber noch, und sagt, daß sie ganz vergoldete Lettern habe, die aber nicht wie gutes Gold, sondern bloß wie bronzirt aussehen. Die Zierrathen und großen Buchstaben schienen mit unechten Gold und Silberblättern vor dem Abdrucke belegt zu seyn, die übrigen Buchstaben wären aber ohne Zweifel, als sie noch feucht gewesen,

bloß mit Bronzepulver eingerieben; so daß die ganze Schrift ein sehr unbedeutendes Ansehen erhalten hat.

Als bereits in ganz Europa durch alle Zeitungen bekannt war, daß man in Frankreich die Luftballons erfunden hatte, schrieb ein Student aus Helmstädt, der die Physik bei Beireis hörte, an Herrn Brückmann, daß sein Lehrer behaupte, die ganze Sache sey unmöglich, und eine bloße französische Windbeutelei.

Daß die hohen Preise, welche Beireis für seine Seltenheiten bezahlt haben wollte, größten Theils unwahr und übertrieben von ihm angegeben wurden, bestätigt Herr Brückmann, indem er ihm oft Verkäufer nachgewiesen, mit denen er viel gedungen, worüber Christen und Juden Klage geführt.

Die berühmte Uhr, verfertigt von dem berühmten Jacques Dros in der Schweiz, kannte Herr Brückmann vor ihrem Ankaufe, indem sie von einem gewissen Delcime zu Braunschweig feil geboten wurde. Sie wurde durch einen Magnet regiert, welcher im Knopfe eines gewöhnlichen Stockes angebracht war und in der Entfernung ungefähr einer Elle, so auf das Räderwerk der Uhr wirkte, daß sie schlug oder nicht schlug, spielte oder nicht spielte, je nachdem man den Magnet ihr näherte oder von ihr entfernte. Der Verkauf ging nicht glücklich von Statten, die Uhr wurde versetzt, Beireis kaufte sie, wie man sagte, für 200 Thaler; und da sie einer Reparatur bedurfte, wurde die Wirkung des Magnets noch mehr versteckt

Vom sel. Grafen von Veltheim auf Harbke, der ein sehr großer Kenner von Steinen war, und dem Beireis den großen Diamant gezeigt, erhielt Herr Brückmann die Versicherung, daß der vermeinte Diamant ein bloßer Quarzkiesel sey, und daß ihn Beireis in einer gewissen Familie im Halberstädtischen, wo er Arzt war, angetroffen habe, und er von dieser ihm geschenkt sey. (Man sehe vorher Beireis eigene Aeußerung). Manche Reisende, die von Beireis zu mir kamen, wenn sie bei mir einige große Quarzkiesel aus Brasilien und Madagaskar sahen, fanden sogleich die größte Aehnlichkeit zwischen diesen und dem Steine von Beireis. Wenn er ihn sehen ließ, rieb er ihn auf einem Stück wollenen Tuches, wo er dann elektrisch wurde, und leichte Körper, z. B. Stückchen Papier, an sich zog, und Unwissenden dadurch beweisen wollte, daß der Stein ein Diamant sey. Indessen ist bekannt, daß aller Quarz oder Bergkrystall, die mehrsten harten Edelsteine und selbst das Glas diese Wirkung hervor bringen. Mineralogen ließ er nicht leicht diesen Stein sehen, sondern gab vor, daß er ihn, der Kriegsunruhen wegen, bald an diesen, bald an jenen sichern Ort zur Verwahrung gesandt habe, damit Niemand eigentlich wissen könne, wo er sey. Einst entschuldigte er sich, daß er ihn nicht vorzeigen könne, ob er ihn gleich im Hause habe, denn er sey so eingepackt und unter so vielen Schlössern, daß wenigstens zwei Stunden erforderlich wären, ihn auszupacken.

Einst schrieb Beireis an Herrn Brückmann, daß er kürzlich eine Sammlung von etlichen hundert Stücken der kostbarsten, größten Theils antiken geschnittenen Steine, oder Gemmen, um einen großen Preis gekauft habe. Von einem dieser Steine behauptete Beireis, daß er ein Christuskopf in Sardonyx sey, welchen Dioscorides nach dem lebenden Bilde des Heilandes soll geschnitten haben. (Ich erinnere mich jetzt, daß auch ich diese Behauptung aus Beireis Munde gehört habe, und zugleich die größte Lobeserhebung von der Geschicklichkeit dieses Dioscorides.)

Daß Beireis den Prinzen Heinrich von Preußen in der Kur gehabt habe, erklärt Herr Brückmann für falsch, und fügt hinzu: wie Beireis zwar arme Kranke ohne Bezahlung kurirt, von Bemittelten aber sich so gut habe bezahlen lassen, wie andere Aerzte, wovon er Beweise genug anführen könne. In Braunschweig habe Beireis übrigens äußerst selten einen Kranken besucht oder behandelt.

Ueber Beireis Art der Unterhaltung sagt Herr Brückmann: „Beireis war übrigens sehr höflich, zuvorkommend und gastfrei gegen Fremde, so, daß er die mehresten dahin brachte, daß, wenn er ihnen auch die größten Unwahrheiten und Unmöglichkeiten erzählte, sie dennoch aus Bescheidenheit sich nicht merken ließen, daß sie solche nicht glaubten. Dieß zeigte indessen doch unwiderleglich an, daß es Beireis so oft an Urtheilskraft fehlte; denn war dieses nicht der Fall, so mußte

er doch einsehen, daß gelehrte und vernünftige Leute seine Unwahrheiten nicht für wahr halten konnten. War es nicht eine große Beleidigung derer, denen er seine Unwahrheiten aufhesten wollte, daß er sie für so einfältig hielt, daß sie solche glauben würden?" Und: „Als ich bei meinem Besuche bei Beireis zu Abend speiste, unterhielt er mich mit Vorlesung einiger Danksagungsbriefe seiner Kranken, die er hergestellt hatte."

„Wenn," — so sagt endlich Herr Brückmann, — „der sel. Beireis sich bloß für den Mann ausgab, der er wirklich war; so würde er bei seinem Leben und nach seinem Tode als ein gefälliger, liebenswürdiger, thätiger und nützlicher Gelehrter stets geschätzt worden seyn.

S.

Druckfehler.

S. 24. letzte Zeile fehlt hinter gewahren ein Punkt.
S. 32. Z. 10. v. u. hinter Pulver ein Komma.
S. 38. Z. 13. v. o. lies Kennt= statt Kennt
S. 39. Z. 18. v. o. lies Kaufleute statt Kaufleute.
S. 40. Z. 16. v. o. lies oft statt gut.
S. 41. Z. 4. v. o. lies Hingange statt Eingange.

WELLCOME LIBRARY INSTITUTE